

YOUNG ACADEMICS

Frühe Hilfen
und Kinderschutz
2

Katharina Eggers

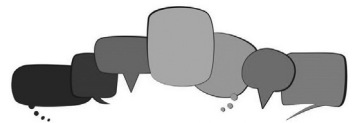
Angst im Kinderschutz

Risiken und Chancen handlungsleitender
Ängste von Eltern und Fachkräften

YOUNG ACADEMICS

Frühe Hilfen und Kinderschutz | 2

Herausgegeben von
Prof. Dr. Tim Wersig,
Prof. Dr. Regina Rätz
und M.A. Lucia Druba



Netzwerk QE-WiPrax

des **Masterstudiengangs**

**Dialogische Qualitätsentwicklung in den
Frühen Hilfen und im Kinderschutz**

der **ASH Berlin**

<https://doi.org/10.5771/9783689000196>, am 18.05.2024, 15:04:12

Open Access  <https://www.tectum-elibrary.de/agb>

Katharina Eggers

Angst im Kinderschutz

Risiken und Chancen handlungsleitender
Ängste von Eltern und Fachkräften

Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Regina Rätz
und Prof. Dr. Tim Wersig

Tectum Verlag

Katharina Eggers
Angst im Kinderschutz
Risiken und Chancen handlungsleitender Ängste von Eltern und Fachkräften

© Tectum Verlag – ein Verlag in der Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 2024

ISBN 978-3-68900-018-9

ePDF 978-3-68900-019-6

ISSN: 2942-2647

Young Academics: Frühe Hilfen und Kinderschutz; Bd. 2

DOI: <https://doi.org/10.5771/9783689000196>

Gesamtherstellung:
Nomos Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG
Waldseestraße 3–5 | 76530 Baden-Baden



Onlineversion
Tectum eLibrary

Alle Rechte vorbehalten

Besuchen Sie uns im Internet
www.tectum-verlag.de

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Angaben
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung
– Nicht kommerziell – Keine Bearbeitungen 4.0 International Lizenz.

<https://doi.org/10.5771/9783689000196>, am 18.05.2024, 15:04:12

Open Access -  <https://www.tectum-elibrary.de/agg>

Vorwort

Im Kontext von Kinderschutz gelten Ängste, trotz der Allgegenwärtigkeit, aufseiten unterschiedlicher Akteur:innen als ein bisher wenig beachtetes Phänomen. Mit der vorliegenden Publikation greift Katharina Eggers dieses Thema gewissenhaft und vertiefend auf und leistet damit Pionierarbeit, indem Ängste mehrseitig betrachtet werden. So können diese als energetisch starke Gefühle im Kinderschutz geschehen maßgebliche Kräfte auf verschiedenen Ebenen entwickeln und das jeweilige Handeln von Eltern, Kindern, Familien und Fachkräften stark beeinflussen. Die Ausarbeitung leistet mit der systematischen Erforschung von Ängsten einen wichtigen, innovativen und wertvollen Beitrag. Mithilfe von narrativen Interviews wird ein Schwerpunkt auf die Perspektive von Eltern gesetzt, den es so bisher im Kontext des Kinderschutzes nicht gab.

Neben der Problematisierung und Beschreibung der damit einhergehenden Themenkomplexe, geht es Katharina Eggers auch um eine produktive Wendung des Ganzen, indem gefragt wird, was aus dem Umgang mit Ängsten gelernt werden kann. Hier wird der besondere Ansatz der Arbeit deutlich, da gemeinsam mit Fachkräften und Eltern dialogisch darüber nachgedacht und dazu gearbeitet wird, wie Kinderschutz und Handeln im Kinderschutz menschlich und gleichzeitig wirkungsvoll gestaltet werden können. Gleichzeitig wird damit der Dialog als grundlegende Gestaltungsform gelingender Kinderschutzarbeit platziert und die Teilnehmenden werden zu Ko-Produzent:innen eines Prozesses dialogischer Wissensproduktion. Neben der hohen

Vorwort

Praxisrelevanz, sich dafür auszusprechen, wie ausgesprochen wichtig ein gemeinsamer Austausch zwischen Eltern und Fachkräften zu den Sorgen und Ängsten ist, die auf beiden Seiten überraschenderweise häufig deckungsgleich sind, zeigt sich die Ausarbeitung auf einem hohen theoretischen, forschungsmethodischen und analytischen Niveau. Der Arbeit wird insgesamt eine reichhaltige Verwendung und breite Wahrnehmung in laufenden Diskursen gewünscht, da diese einen bedeutenden forschungsbezogenen Beitrag leistet und zu einer qualitativ hochwertigen Praxisgestaltung beiträgt.

Berlin, im März 2024

Prof. Dr. Regina Rätz und Prof. Dr. Tim Wersig

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	1
2. Theoretisches Fundament dieser Studie	7
2.1. Angst als persönliche Emotion und Gegenstand von Diskursen der Psychologie	9
2.2. Gesellschaftspolitischer Kontext modernen Kinderschutzes	20
2.3. Ergebnisse der Studie „Angst im Kinderschutz“	37
2.4. Beziehung und Dialog als Gelingensfaktoren im Kinderschutz	50
2.5. Zusammenfassende Gedanken	63
3. Empirische Befunde zur Perspektive von Eltern	65
3.1. Fragestellung	65
3.2. Forschungsdesign	67
3.2.1. Vom Feld zum produzierten Text als Datenmaterial	68
3.2.1.1. Feldzugang und Samplingstruktur	69
3.2.1.2. Erhebungsmethode	72

3.2.2. Methodisches Vorgehen in der Analyse	78
3.2.2.1. Kritische Beachtung der Entstehungssituation	80
3.2.2.2. Die Qualität des Materials	83
3.2.2.3. Festlegung der Auswahleinheit	83
3.2.2.4. Wahl der konkreten Analysetechnik	84
3.2.2.5. Die acht Phasen der inhaltlich strukturierenden qualitativen Inhaltsanalyse	85
3.3. Forschungsergebnisse	95
3.3.1. Ergebnisse entlang der Hauptkategorien inklusive der Zusammenhänge ihrer Subkategorien	95
3.3.2. Ergebnisse durch mehrdimensionale Analyse der Haupt- und Subkategorien	113
3.3.3. Pointierte Zusammenfassung der Ergebnisse mit Blick auf die Fragestellung	120
3.3.4. Belastbarkeit der Erkenntnisse	121
4. Betrachtung der Ergebnisse auf Grundlage des theoretischen Fundaments	123
4.1. Angstabbau durch Beziehung, Beziehung durch Dialog	123
4.2. Beziehung und Dialog – Risiko und Ungewissheit	131
5. Schlussfolgerungen	135
6. Quellen	139

1. Einleitung

Unter dem Begriff *Kinderschutz* gibt es zahlreiche vorstellbare Situationen, in denen der Schutz eines Kindes von Bedeutung ist. Denkbar sind Situationen des Unfallschutzes vom Anschnallgurt im Auto über Steckdosenkappen bis hin zum Gitterbettchen. Ebenso im Gesundheitswesen bestehen Maßnahmen, die als Kinderschutz verstanden werden können wie die Vergabe von Medikamenten gegen eine bereits ausgebrochene Erkrankung. Auch wenn es in diesen und anderen Feldern sehr wohl um *Kinderschutz* geht, wird der Begriff als solches eher in Sphären des Sozialwesens verwandt. Und zwar wird er dann verwendet, wenn es um Krisen geht, die im weitesten und teilweise sehr konkreten Sinne Sozialisations- und Entwicklungskrisen einer oder eines Minderjährigen sind. In diesem Sinne wird auch die vorliegende Arbeit einen Blick auf Situationen des Kinderschutzes wagen. Hier gemeinte Krisen sind zwar zu einem Großteil auch gesellschaftlich rückgebunden, haben mit Lebenslagen und biografischen Historien über Generationen zu tun, werden von Hilfesystemen jedoch überwiegend im Kontext aktueller familiärer Systeme wahrgenommen.¹ In Anlehnung an Ingo Bode und Hannu Turba orientiert sich diese Arbeit an einem eher abstrakt anmutenden Kinderschutzverständnis. Für die Fragen, mit denen sich diese Arbeit beschäftigen wird, ist weniger relevant, ob eine Kindeswohlgefährdung tatsächlich ausgemacht wird, als vielmehr, dass sich Akteur:innen in einer Situation begegnen, in

1 Bode, 2014, S. 22f.

1. Einleitung

der es potenziell zu einer Auseinandersetzung zu genau dieser Frage kommen könnte. Diese sehr komplexe und vielschichtige Situation, die in der vorliegenden Arbeit als *Kinderschutzsituation* beschrieben wird, charakterisieren Bode und Turba wie folgt:

„Es gibt Ereignisse und Zustände, die dem zuwiderlaufen, was das Gemeinwesen im Hinblick auf das Aufwachsen von Kindern für ‚normal‘ hält; und es handelt sich um Krisen bzw. längere krisenhafte Lebensepisoden, weil sich Abweichungen von dieser Normalitätsvorstellung zuspitzen und als Ereignisse wahrgenommen werden, die nachhaltige Schäden im Sozialisationsprozess der Betroffenen verursachen. Der körperliche bzw. seelische Schutz der kindlichen Person im Hier und Jetzt sowie die Abwehr von akuten Gefahren für das Kindeswohl sind dabei nur Teilmenge eines umfassenderen Mandats des Kinderschutzsystems, hat dieses doch allgemein den Auftrag, für den gesamten gesellschaftlichen Nachwuchs ein Mindestmaß an Entwicklungschancen sicherzustellen [...]. In der Regel wird aber der private Lebensraum Fixpunkt der Krise und ihrer Bearbeitung. Auf diese Weise werden Eltern bzw. Erziehungsberechtigte zur zentralen Adresse sowohl für Krisendiagnosen als auch für darauf bezogene Interventionen.“²

Die Hauptverantwortung für die Einschätzung und Bewertung von kindbezogenen Lebenslagen wird mit dem Sozialgesetzbuch VIII der Kinder- und Jugendhilfe zuerkannt. Es geht also im Kern um Situationen, in denen familiäre Akteur:innen mit Akteur:innen der Kinder- und Jugendhilfe aushandeln (müssen), ob es in ihrem Fall überhaupt um notwendige Hilfen oder Schutz geht. Unabhängig davon, wie diese Aushandlung ausgeht bzw. welche Einschätzungen dabei eingebracht werden, befinden sich die betroffenen Familien in einer Situation, in der Vertreter:innen der Gesellschaft im Auftrag des Staates ihre Lebensrealität als ausreichend oder eingriffsbedürftig bewerten. Vielfach ist beschrieben, wie stark die Macht der Fachkräfte mit dem gesellschaftlichen Mandat „im Rücken“ von Seiten der Familien erlebt wird. Es

2 Bode, 2014, S. 17

1. Einleitung

ist hinlänglich bekannt, dass im Grunde jede einzelne Familie Angst hat, dass Jugendamt nehme ihr die Kinder weg, sobald es zur Begegnung kommt. Der gesellschaftliche Auftrag, Kinder ggf. auch vor ihren Eltern zu schützen, scheint wie ein mächtiger „Rückenwind“ für die Fachkräfte auf Situationen der Begegnung einzuwirken und schafft nicht nur sehr komplexe, sondern auch sehr bedrohliche Situationen, die ihrerseits Ängste wachrufen. Allerdings ist bisher nicht genauer untersucht worden, inwieweit Ängste der beteiligten Familien Auswirkungen auf die Kooperation haben. Noch weniger wurde über mögliche Ängste der Fachkräfte geforscht, die ihrerseits stark unter dem Druck öffentlicher Aufmerksamkeit stehen. Hält man sich vor Augen, welche enormen Kräfte Angst als Emotion hervorrufen kann, liegt der Gedanke nahe, dass sowohl Eltern als auch Fachkräfte und auch die Kinder und Jugendlichen jeweils mächtige Ängste mit ins Geschehen einfließen lassen. Die Reaktionen, die ein verängstigter Mensch zeigen kann, sind sehr unterschiedlich und bleiben stets individuell. Und doch können sie bei stark ausgeprägten Ängsten handlungsleitend werden. Die hier vorliegende Arbeit strebt an, diese Wirkmächte besser zu verstehen. Sie wird sich der Frage stellen, inwieweit Ängste von Eltern und von Fachkräften bestehen und sich in der Kooperation zeigen. Dabei wird die Auseinandersetzung sowohl auf große Hürden stoßen, die in den destruktiven Ausdrucksformen von Ängsten bestehen, als auch auf große Chancen, wie Ängste konstruktiv gewendet und für die Hilfen genutzt werden können. Der Komplexität dieses Themenfeldes wird die vorliegende Studie sicher nicht gerecht. Sie wagt jedoch einen Aufschlag, indem sie einen Ausschnitt wählt und genauer untersucht. Dieser Ausschnitt bezieht sich einerseits auf den Kontext von Kinderschutzsituationen, wie sie oben beschrieben sind und andererseits auf die Gestaltung von Kooperationsbeziehungen in diesem Kontext. Da auch diese Reduktion der Komplexität noch nicht ausreichend scheint, werden die Kooperationsbeziehungen von Eltern und Fachkräften fokussiert. Damit geraten die Kinder und Jugendlichen ein weiteres Mal aus dem Blick und werden zum quasi abwesenden Gegenstand der Auseinandersetzungen Erwachsener. Diesen Preis

1. Einleitung

wird die hier vorliegende Arbeit zahlen, da sie sich mit Ängsten der erwachsenen Beteiligten beschäftigen wird. Dabei wird an die Studie „Angst im Kinderschutz“, die Anfang 2017 in Bremen durchgeführt wurde, angeknüpft. Sie bringt hervor, dass sowohl Eltern als auch Fachkräfte von existenziell bedrohlichen Ängsten betroffen sein können, die beidseitig massive Auswirkungen auf die Beziehungsgestaltung und die Kooperation haben. Diese Auswirkungen sind keinesfalls nur konstruktiv, sondern teilweise sehr gefährlich für das Gelingen von Hilfen und Schutz für die beteiligten Kinder, Jugendlichen und Familien. Die sich anschließende Frage, der sich diese Arbeit widmen wird, ist die, wie der Kontakt und eine zielführende Kooperationsbeziehung vor dem Hintergrund wirkmächtiger mehrseitiger Ängste gelingen kann. Dabei wird diese Arbeit den Fokus weiter reduzieren und sich der Perspektive von Eltern anschließen. Was braucht es aus ihrer Sicht, um trotz handlungsleitender Ängste, Vertrauen zu fassen und die Kooperationsbeziehung eingehen zu können? Wie können bestehende Ängste gemildert oder sogar genommen werden? Welche Rolle kann dabei die Qualität der Kommunikation spielen, als eines der bedeutsamsten Werkzeuge sozialer Arbeit? Und andersherum stellen sich Fragen, inwieweit Ängste den Kontakt verhindern oder erschweren können. Mit der Beantwortung dieser Fragen strebt die hier vorliegende Forschungsarbeit an, einen Beitrag zum gelingenden Kinderschutz zu leisten.

In dieser Arbeit findet ein sehr pragmatisches Verständnis dessen, was *Eltern* sind, Anwendung. Es wird nicht angestrebt, einen besonderen Familienbegriff zu begründen. Überwiegend, wenn in dieser Arbeit von Eltern die Rede ist, wird direkt auf die Eltern Bezug genommen, die an dieser Studie teilgenommen haben. Auch wenn die Studie keineswegs repräsentativ für sämtliche Eltern steht, so werden die Interviewten doch in der Rolle des Elternteils gesehen und befragt. Dabei wechselt die begriffliche Verwendung aus demselben Grund teilweise auch hin zu *Mutter*. Auch, wenn von *Kindern* geschrieben wird, wird ihre Rolle im Verhältnis zu den *Eltern* betont. Der Begriff *Kinder* umfasst alle Kinder jeden Alters, die die Interviewten als *ihre Kinder* ansehen. Dabei ist völlig unerheblich, ob es leibliche oder Stiefkinder

1. Einleitung

sind und wie alt diese sind oder in welchem Haushalt sie leben. Teilweise werden auch alle gleichzeitig genannt, indem der Begriff *Familienmitglied* oder *familiale:r Akteur:in* gebraucht wird. Auch hier strebt diese Arbeit einen pragmatischen Umgang mit Begrifflichkeiten an, der möglicherweise unterkomplex, für die Fragestellung ausreichend ist.

Um diese und im Unterkapitel 3.1. weiter ausdifferenzierte Fragen beantworten zu können, wendet sich das zweite Kapitel bisherigen Erkenntnissen relevanter Bezugsthemen zu. So wird zunächst Angst als persönliche Emotion genauer betrachtet sowie die beiden Empfindungen Schuld und Scham. Sie alle sind wesentliche Begleiterinnen von Eltern und Fachkräften im Kontext von Kinderschutzsituationen, wie sich zeigen wird. Im Anschluss wird der gesellschaftliche und fachpolitische Kontext beleuchtet, der in jede einzelne Kinderschutzsituation hineinwirkt. Er wird daraufhin untersucht, welche Kräfte hier Einfluss nehmen, wobei diese insbesondere fachliche Ansätze und Konzepte beeinflussen, aber auch Angstauslöser auf allen Seiten begründen können. Danach werden die Beziehung und der Dialog als besondere Komponenten wirksamer Hilfen herausgestellt. Zusammen mit den anderen Hinweisen bilden sie ein wesentliches Fundament zur Beantwortung der Fragestellung. Im dritten Kapitel finden sich die ausdifferenzierten Forschungsfragen, das Design, die methodische Vorgehensweise sowie die dadurch gewonnenen Erkenntnisse der hier vorliegenden Studie. Diese werden im anschließenden Kapitel vier in Bezug zum bisherigen Erkenntnisstand gebracht, wie er im zweiten Kapitel umrissen ist. Hier wird sich zeigen, welche neuen Ergebnisse erzielt werden konnten oder sich auch Bestätigungen von Bekanntem finden lassen. Sie werden im Fazit gebündelt und sowohl zu pointierten Aussagen als auch zu weiterführenden Fragen weiterentwickelt. Doch zunächst wird im folgenden zweiten Kapitel die theoretische Basis dargelegt, die für die hier vorliegende Studie Ausgang- und Bezugspunkt ist.

2. Theoretisches Fundament dieser Studie

Mit diesem Kapitel soll der Nährboden untersucht werden, auf dem möglicherweise neue Aspekte der hier zu erarbeitenden Studie gedeihen können. Dieses Fundament besteht aus aktuellen Forschungsergebnissen und gültigen Erkenntnissen aus verwandten Themenfeldern. Um Ängste im Kontext von Kinderschutzsituationen besser verstehen zu können, gilt es, Angst als Gegenstand von Psychologie und Psychopathologie zu betrachten, fach- und gesellschaftspolitische Kontexte sichtbar zu machen sowie Hinweise zu Gelingensfaktoren im Kinderschutz hinzuzuziehen. Letzteres bezieht sich insbesondere auf Aspekte des gelingenden Kontaktes und belastbarer Beziehungen zwischen Familienmitgliedern und Fachkräften als Kernelement sozialer Arbeit. Es wird sich zeigen, welche persönlichen emotionalen Kräfte einerseits sowie gesellschaftliche und fachspezifische Kontexte andererseits Einflüsse auf beängstigende Kinderschutzsituationen haben. Darüber hinaus wird sichtbar werden, wie sie sich auf derartige Situationen und Prozesse auswirken können und bei welchen Ansätzen eine Weiterentwicklung hilfreich zu sein scheint. Die Gewichtung bisheriger Erkenntnisse sowie offener Fragen für diese oder andere Arbeiten bilden die zweite wesentliche Grundlage dieser Arbeit und wird gleichzeitig zur Fragestellung überleiten, der in der hier vorliegenden Forschung fokussiert nachgegangen werden soll.

Obwohl es so naheliegend scheint, dass verschiedenste Ängste in Kinderschutzsituationen von großer Bedeutung sind, ist deren Wirksamkeit so gut wie nicht erforscht. Wenig untersucht ist, welche Ängste

auf allen Seiten der Beteiligten herrschen. Inwieweit Eltern von ihren Ängsten getrieben werden und welche Ängste vorherrschen, ist fast vollständig unbekannt. Gleichzeitig scheint eindeutig, dass Eltern vor allem im Kontakt mit Fachkräften des Jugendamtes von der Angst begleitet werden, das Jugendamt nehme ihnen die Kinder weg. Was das bedeutet, wurde bisher nicht genauer untersucht. Erfahrungen von Fachkräften im Allgemeinen Sozialen Dienst von Jugendämtern legen nahe, dass die Kenntnis dieser Angst zwar stets präsent ist, aber doch nur sehr distanziert und oberflächlich in die alltäglichen Begegnungen einfließt. Die Angst, die eigenen Kinder zu verlieren, ist existenziell. Es ist jedoch nicht bekannt, wie sich Ängste auf Seiten der Eltern auf die Zusammenarbeit mit Fachkräften auswirken.

Noch weniger ist jedoch im fachlichen Diskurs thematisiert, ob Fachkräfte ihrerseits mit eigenen Ängsten zu tun haben. Thematisiert wird sehr wohl, dass der Druck auf die Fachkräfte durch wachsende Fallzahlen einerseits und verstärkte öffentliche Aufmerksamkeit andererseits erhöht ist. Dass daraus Ängste entstehen, wird zwar vermutet, jedoch nicht erforscht. Ein großer Einfluss moderner Risikomanagementsysteme und Risikodenkgerüste auf Kinderschutzkonzepte und sozialpädagogische Strategien wird wahrgenommen, die das drohende Unbekannte kalkulieren und die drohende Katastrophe verhindern wollen. Angst als bedeutsame Emotion wird dabei nicht explizit betrachtet. Die fach- und gesellschaftspolitischen Kontexte und Einflüsse auf moderne Kinderschutzsituationen und Handlungsstrategien werden im Kapitel 2.2. genauer herangezogen.

In Bremen wurde kürzlich die Studie „Angst im Kinderschutz“ durchgeführt. Als qualitatives Forschungsprojekt ausgerichtet, wirft es einen ersten Blick auf im Kinderschutz wirksame Ängste sowohl auf Seiten der Eltern als auch der Fachkräfte. So kann vorweggenommen werden, dass auch die beteiligten Fachkräfte persönlich und teils existenziell bedroht und verängstigt sein können und in der Folge überwiegend kontraproduktive Handlungsstrategien entwickeln. Demnach wirken sich mehrseitige Ängste ungebremst auf die Beziehungsdynamik zwischen Eltern und Fachkräften aus und gefährden das Gelingen des

2.1. Angst als persönliche Emotion und Gegenstand von Diskursen

Bündnisses zwischen den beiden Akteur:innen. Den Kernerkenntnissen dieser Studie widmet sich das Kapitel 2.3. ausführlicher und verbindet sie vertiefend mit anderen Forschungs- und Theoriebeständen.

Im darauffolgenden Unterkapitel 2.4. wird der Frage nachgegangen, an welche Erkenntnisse angeknüpft werden kann, um den destruktiven und möglicherweise zerstörerischen Kräften der wirksamen Ängste im Kinderschutz etwas entgegenzusetzen. Die Literatur bietet mannigfaltige Hinweise zu gelingenden Arbeitsbündnissen und der Gestaltung von Kontakten, Beziehungen und Aushandlungsprozessen in psychosozialen Arbeitsfeldern. Sie sollen fruchtbar gemacht werden, für einen konstruktiven und produktiven Umgang mit persönlichen Ängsten.

Doch zunächst wendet sich das anschließende Unterkapitel der Angst als Emotion und Gegenstand psychologischer und psychotherapeutischer Diskurse zu. Diese Perspektive bildet ausschnitthaft die persönliche Dimension von Ängsten ab.

2.1. Angst als persönliche Emotion und Gegenstand von Diskursen der Psychologie

Die Frage, was Angst ist, wird sehr unterschiedlich beantwortet. „Angst ist ein hypothetisches Konstrukt, eine Abstraktion, die zur Erklärung eines Phänomens dienen soll“³. Diese Aussage erscheint fast zu banal und trifft doch einen wichtigen Kern des Diskurses. Angst ist nicht so eindeutig, wie sie zunächst scheint, sondern sehr variabel zu verstehen und zu konstruieren. In Diskursen der Psychoanalyse wird nun seit über einhundert Jahren der Versuch unternommen, eine Theorie zu entwickeln, die erklärt, was Angst ist und wo ihre Wurzeln liegen. Einig sind sich die Streitenden dabei jedoch noch nicht geworden.⁴ Die Psychoanalyse und ihre Ansätze sehen sich zum Zeitpunkt ihrer Entstehung und bis heute der Kritik ausgesetzt, zu wenig empirisch belegt und mit ihren therapeutischen Verfahren zu ineffektiv zu sein.⁵

3 Sörensen, 1996, S. 3

4 Ebrecht-Laermann, 2014, S. 17–39

5 Margraf & Schneider, 2009, S. 11

2. Theoretisches Fundament dieser Studie

Insbesondere zu der Zeit recht dynamischer Entwicklungen der verhaltenstherapeutischen Grundorientierungen etwa in den 1950er Jahren finden sich teils starke Bestrebungen, sich von psychoanalytischen Ansätzen identitätsstiftend abzugrenzen.⁶ Die hier vorliegende Arbeit wird sich der Kritik folgend ebenfalls eher an verhaltenstherapeutischen Sichtweisen orientieren.

Der Versuch, in Kinderschutzsituationen wirksame Ängste aus Sicht der Psychoanalyse zu verstehen, müsste diese Ängste wahrscheinlich als wahrnehmbare Symbolisierungen ansehen, deren Wurzeln in Strukturen und Prozessen innerer und äußerer Objektbeziehungen der beteiligten Akteur:innen liegen⁷. Eine entsprechende Untersuchung in diese Richtung wurde bisher nicht vorgenommen. Für die hier vorliegende Arbeit erscheint nicht zuletzt aufgrund der benannten Kritik an der Psychoanalyse eine Heranziehung insbesondere verhaltenstherapeutischer Grundorientierungen einerseits und der Forschungen zu anerkannten Basisemotionen andererseits ertragreicher. Dies hängt zum einen mit ihrer deutlich besseren empirischen Fundierung⁸ zusammen. Zum anderen wird die in Kapitel 2.3. vorgestellte Studie „Angst im Kinderschutz“ zeigen, dass die dort wirkmächtigen Ängste sehr viel mehr Anknüpfungspunkte an Erkenntnisse verhaltenstherapeutischer Grundorientierung bieten, da sie sich doch stark im kontextualen Zusammenhang entwickeln.

Strömungen, die sich eher verhaltenstherapeutischen Grundorientierungen zuordnen, konstruieren Angst als Gefühl oder Emotion. Paul Ekman folgend gehört Angst zu den sechs universalen Basisemotionen, die kulturübergreifend im Menschen angelegt sind.⁹ Eine Emotion ist für ihn

„ein Prozess, eine spezielle Art von automatischer Bewertung der Lage, die von unserer evolutionären und persönlichen Vergangenheit beeinflusst ist. Durch sie nehmen wir wahr, wenn sich etwas

6 Margraf & Schneider, 2009, S. 14

7 Ebrecht-Laermann, 2014, S. 39–76

8 Margraf & Schneider, 2009, S. 11, 14

9 Ekman, 2010, S. 212

2.1. Angst als persönliche Emotion und Gegenstand von Diskursen

für unser Wohlbefinden Bedeutsames ereignet, woraufhin sich eine Reihe von physiologischen Veränderungen und emotionalen Verhaltensweisen der Situation anzunehmen beginnen.“¹⁰

Im Vergleich zu Ansätzen der Psychoanalyse ist dieser Ansatz eher situations- und verhaltensorientiert angelegt und weniger tiefenpsychologisch verstehend. Allerdings wird auch in der Verhaltenstheorie nach Sinnhaftigkeit und Nutzen einerseits sowie nach destruktiven Funktionen andererseits gesucht. Allen Theorien und Ansätzen ist gemein, dass sie es mit einem sehr komplexen biopsychosozialen Phänomen zu tun haben.

In dem Versuch, Angst als Konstrukt konkreter greifbar zu machen, wird in der Psychologie häufig zwischen Angst und Furcht unterschieden, wobei Furcht bei konkreter Bedrohung in konkreter Situation entsteht und Angst eher diffuse, nicht eindeutig zuzuordnende Situationen betrifft.¹¹ Ein solches situations- und handlungsorientiertes Konstrukt lässt sich passend auf Kinderschutzsituationen anwenden. Zum einen wird Kinderschutz oft situativ konstruiert und verhandelt, und zum anderen stehen sowohl Familien als auch Fachkräfte in diesen Situationen schnell vor der Frage, wie es wohl weitergeht und was zu tun ist. Ob nicht sogar zu schnell nach der nächsten Handlungsoption gefragt wird, wird an dieser Stelle nicht weiter erörtert, der Frage wendet sich das Unterkapitel 2.4. jedoch annäherungsweise zu. Im Grunde findet sich in der Differenzierung von Angst und Furcht der Versuch, unterschiedliche Auslöser und unterschiedliche Reaktionen auszumachen.

Ekman vertritt die Theorie, dass sich einige Auslöser Generationen zuvor durchgesetzt haben und mittlerweile evolutionsbedingt in uns angelegt sind.¹² Insbesondere trifft dies auf furchterregende Situationen zu, die möglicherweise lebensgefährlich sind, zumindest jedoch zu einem großen physischen Schaden führen könnten.¹³ Ekman nennt

10 Ekman, 2010, S. 18

11 Ekman, 2010, S. 26

12 Ekman, 2010, S. 32ff.

13 Ekman, 2010, S. 27, 32f.

diese evolutionsbedingt gespeicherten Auslöser *Themen*.¹⁴ Er kommt mit diversen Forschungen unterlegt zu der Erkenntnis, dass „die Themen [...] angelegt [sind, K.E.], nicht erworben; lediglich die Variationen, Ausformungen und Durchführungen des Themas werden erlernt.“¹⁵ Die Themen machen es uns möglich, blitzschnell und ohne großen Bewertungsaufwand auf gefährliche Situationen zu reagieren,¹⁶ beispielsweise, wenn etwas sehr schnell auf uns zukommt. Ob wir uns von dem Anblick einer Waffe fürchten, ist eher eine Variation. Andere Auslöser werden in der individuellen Biographie erlernt und sind folgerichtig auch kulturspezifisch geprägt.¹⁷ Dabei kann es auch zu Prozessen kommen, in denen wir uns der Bewertung bewusst sind, die wir vornehmen. Ekman nennt dies eine *reflektierte Bewertung*.¹⁸ In diesen Situationen sind wir nicht ad hoc physisch bedroht, sondern haben Zeit, zu überlegen, ob sich hier eine Gefahr für uns verbirgt. Diese Frage stellt sich vor allem in diffusen und mehrdeutigen Situationen.¹⁹ Dieser Vorgang trifft vermutlich viel häufiger auf Situationen zu, in denen Familien und Fachkräfte versuchen herauszufinden, ob eine Kindeswohlgefährdung vorliegt, da diese oft von Diffusität geprägt sind. Doch auch zwei weitere von Ekman erforschte Auslöser von Emotionen werden sich wohl in Kinderschutzsituationen finden lassen, nämlich die Phantasie und das Miterleben von Emotionen Anderer. Die phantastische Vorstellung von etwas kann Emotionen wie beispielsweise Angst auslösen. Ebenso können wir Angst empfinden, wenn unser gegenüber Angst empfindet.²⁰ Für Kinderschutzsituationen könnte dies bedeuten, dass genau die Phantasien über das Verborgende Angst auslösen könnten. Möglicherweise wird auch die Angst des Gegenübers verspürt und zu eigener Angst gemacht oder als solche interpretiert. Dieser Gedanke wird im Abschnitt 2.3. aufgegriffen.

14 Ekman, 2010, S. 33f.

15 Ekman, 2010, S. 37

16 Ekman, 2010, S. 34

17 Ekman, 2010, S. 33ff.

18 Ekman, 2010, S. 34

19 Ekman, 2010, S. 44

20 Ekman, 2010, S. 47ff.

2.1. Angst als persönliche Emotion und Gegenstand von Diskursen

Die Annahme, dass die meisten Angstauslöser erlernt werden, findet sich in vielen Theorien verhaltenstherapeutischer Grundorientierungen wieder. Dies gilt insbesondere in Theorien aus ihrer früheren Geschichte, da sie noch lerntheoretisch geprägt waren. Erst später in den 1970er Jahren wurden diese Ansätze mit kognitionspsychologischen Theorien verknüpft.²¹ Lerntheoretisch lässt sich der stattfindende Prozess wie folgt beschreiben: „Auf einen Stimulus S (Reiz) erfolgt eine Reaktion R (Response). Über die Verknüpfung: ‚wenn S, dann R‘, entsteht ein Habit (d.h., es bildet sich eine ‚Gewohnheit‘ heraus)“²². Reiz-Generalisierung heißt dann, dass derselbe Auslöser beim nächsten Mal auch auslöst, wie z.B. bei Hundeangst nach einem Biss.²³ Die Generalisierung ist durch Assoziation ausbaufähig zur Reiz-Substitution, z.B. von der Angst vor Spritzen zur Angst vor einem weißen Kittel. Die Generalisierung von Angstreaktionen kann sich so stark ausweiten, dass die Reaktion nicht mehr mit der Ursache in Verbindung gebracht wird.²⁴ Demnach wäre die Annahme plausibel, dass Akteur:innen im Kinderschutz, die gefährliche Situationen erlebt haben, in ähnlichen Situationen erneut oder frühzeitig ängstlich reagieren. Gleiches würde auch gelten für assoziierte Situationen, die der Generalisierung oder der Reiz-Substitution folgen. Dann wäre es möglicherweise schwierig, den ursprünglichen Auslöser zu erkennen und die aktuelle Situation mit diesem Wissen neu zu bewerten. Dieser Ansatz könnte in Folgeforschungen von Bedeutung sein, wenn untersucht würde, inwieweit bereits gemachte Erfahrungen Einfluss nehmen auf Folgesituationen. Die hier vorliegende Arbeit setzt jedoch einen Schritt davor an, indem sie sich auf die Ängste bezieht, die Situationen speziell im Kontext von Kinderschutz auslösen.

In diesem Zusammenhang erscheint es passend, Konzepte der Selbstaufmerksamkeit nach Ralf Schwarzer heranzuziehen. Selbstaufmerksamkeit zum einen verstanden als private Selbstaufmerksamkeit,

21 Rinck & Becker, 2009, S. 117

22 Sörensen, 1996, S. 15

23 Sörensen, 1996, S. 16

24 ebd.

bei der Individuen den Blick auf sich selbst richten.²⁵ Zum anderen öffentliche Selbstaufmerksamkeit, bei der sich das Individuum mit der Frage befasst, welchen Eindruck es auf seine soziale Umwelt macht.²⁶

„Lenken wir jedoch unsere Aufmerksamkeit auf unseren körperlichen oder psychischen Zustand, so erfahren wir mehr über die inneren Vorgänge und intensivieren die Gefühlsstärke“²⁷

Die private Selbstaufmerksamkeit als wahrnehmende Fokussierung der eigenen Empfindungen, hilft nicht nur dabei, sich selbst gut kennenzulernen, sondern kann auch die jeweils existierenden Gefühle verstärken. Wenn wir Angst verspürten, bestünde somit die Gefahr, dass sie intensiver würde dadurch, dass wir sie bewusster wahrnehmen. Die inneren Prozesse sind jedoch komplexer, da gleichzeitig mit erhöhter privater Selbstaufmerksamkeit „Wertmaßstäbe und moralische Kategorien eindringlicher werden“²⁸ und bei der Regulation helfen können. Von öffentlicher Selbstaufmerksamkeit ist dann die Rede, wenn ein Individuum sich selbst mit dem Blick anderer ansieht. Das Spektrum reicht von einer alltäglichen Gestaltung des eigenen Äußeren entsprechend der normativen Erwartungen anderer, die wir kaum wahrnehmen, bis hin zu einem sehr leisen Sprechen, weil man sich der Aufmerksamkeit anderer allzu bewusst ist.²⁹ Um den Zustand öffentlicher Selbstaufmerksamkeit zu erreichen, reicht es aus, zu wissen, dass man in der Aufmerksamkeit anderer steht.³⁰ Die Menschen reagieren unterschiedlich stark auf die Zustände der Selbstaufmerksamkeit. Schüchterne Personen sind empfindlicher, wenn sie exponiert dastehen, als selbstsichere Personen und je nachdem können solche Zustände Angstausröser sein.³¹ Schwarzer setzt damit das Individuum bezüglich Angst und Angstverstärkungen mit seiner Umwelt ins Verhältnis und beschreibt

25 Schwarzer, 1993, S. 70f.

26 Schwarzer, 1993, S. 73ff.

27 Schwarzer, 1993, S. 70f.

28 Schwarzer, 1993, S. 71

29 Schwarzer, 1993, S. 73

30 ebd.

31 ebd.

eine Wechselwirkung und Beeinflussung. Betrachtet man das große öffentliche Interesse am Kinderschutz und an den daran beteiligten Fachkräften, wird deutlich, dass auch hier ähnliche Situationen entstehen, wie sie Schwarzer untersucht hat. Hier sind entsprechende Angstreaktionen absolut denkbar. So könnten beispielsweise auch Eltern in ängstliche Erregungszustände der Selbstaufmerksamkeit geraten, wenn sie sich durch Fachkräfte geprüft und bewertet sehen. In gewisser Weise findet Kinderschutz immer auch auf öffentlicher Bühne statt, insbesondere, wenn er nicht gelingt und jemand zu Schaden kommt. So gesehen, wird das Können und Handeln der Fachkräfte wiederum oft einer öffentlichen Prüfung unterzogen, moralisch bewertet und mit Konsequenzen belegt. Demnach bieten Kinderschutzsituationen an sich ein gewisses Angstpotenzial auf Seiten der Fachkräfte und der Eltern. An dieser Stelle entsteht auch eine Nähe zum Konzept der *sozialen Ängste*:

„Wenn man vor einer Gruppe reden, mit einer Autoritätsperson verhandeln, sich für ein Versehen entschuldigen oder in einer Zweierbeziehung den ersten Schritt wagen will, dann handelt es sich auch um ‚Leistungen‘, die mit einer Gefahr verbunden sein können. Weil aber der soziale Kontext dabei das hervorstechende Element ist, hat sich eingebürgert, in diesem Zusammenhang lieber von sozialer Angst als von Leistungsangst zu reden. *Unter sozialer Angst verstehen wir die Besorgnis und Aufgeregtheit angesichts von sozialen Situationen, die als selbstwertbedrohlich erlebt werden.*“³²

Ein spezifischer Teil davon ist *Publikumsangst*, als eine Angst, die sich nicht im Kontext von zwei Personen abspielt, sondern im Kontext eines tatsächlichen Publikums mehrerer Menschen.³³

Kinderschutzfachkräfte sind genau in dem Moment einem öffentlichen Publikum ausgesetzt, wenn sie medial zur Rechenschaft gezogen oder überhaupt Gegenstand von Kinderschutzdiskursen werden. Es wird im Kapitel 2.3 noch genauer darauf eingegangen. Offenbar ist jedoch bereits in der Psychologie gut erforscht, dass allein dieser Um-

32 Schwarzer, 1993, S. 118, Hervorhebung im Original

33 Schwarzer, 1993, S. 125

stand, mit der Bewertung durch die Öffentlichkeit konfrontiert zu sein, in sich angstausslösende oder angstschürende Momente birgt.

Eine weitere Form der sozialen Ängste ist laut Schwarzer die Scham.³⁴ Scham hat einen direkten persönlichen und moralischen Bezugspunkt, denn „Nur wenn man sich selbst für den Fehler verantwortlich fühlt, oder glaubt, daß andere von der eigenen Verantwortlichkeit überzeugt sind, tritt die Reaktion auf.“³⁵ Somit hängt Scham auch zusammen mit öffentlicher Selbstaufmerksamkeit und dem Gefühl, einer Norm zuwider gehandelt zu haben. Eltern, die wissen, dass es ihrem Kind nicht gut geht und die glauben, sie haben einen Beitrag zu diesem Zustand geleistet und tragen die Verantwortung, werden sich demnach sehr dafür schämen, wenn dieser Umstand von jemandem aufgedeckt würde. Möglicherweise wäre dies umso stärker der Fall, wenn die aufdeckende Person eine Fachkraft des Jugendamtes wäre, die allein durch die Rolle der Repräsentantin des Staates und der Gesellschaft als Autorität gilt. Ganz im Gegensatz zum Empfinden von Schuld, denn *„um sich schuldig zu fühlen, bedarf es der privaten, um sich zu schämen, bedarf es der öffentlichen Selbstaufmerksamkeit.“*³⁶ Schuld ist demnach ein Gefühl, dass ein Individuum überwiegend mit sich selbst aushandelt.

Anton Magnus Dorn versucht, sich dem Phänomen der Schuld aus mehreren Richtungen zu nähern und herauszufinden, was Schuld genau ist. Dabei begegnet er einer Vielfältigkeit von Ausdeutungen und Verstehenskonstruktionen, die er letztlich in folgender Aussage bündelt:

„Wenn es einen Nenner gibt, auf den all das in dem Buch Gesagte hinweist, dann ist es die Wertordnung. Denn Schuldenerfahrung wird dort gemacht, wo jemand das Empfinden, das Bewußtsein des Versagens gegenüber einer Wertordnung hat, der er sich zutiefst affektiv verpflichtet weiß.“³⁷

34 Schwarzer, 1993, S. 122

35 Schwarzer, 1993, S. 123

36 Schwarzer, 1993, S. 124, Hervorhebung im Original

37 Dorn, 1976, S. 155

2.1. Angst als persönliche Emotion und Gegenstand von Diskursen

Der geteilte Wert scheint in Kinderschutzsituationen das Wohl des Kindes zu sein, das zwar unterschiedlich interpretiert, dann jedoch in seiner jeweiligen individuellen Zuschreibung als unumstößlich anerkannt wird. Dorn bezieht die Variabilität von Wertordnungen durchaus mit ein:

„Schuld bedeutet auf diesem Hintergrund ein Zurückbleiben hinter den selbst bestimmten Normen, Schuld bedeutet einen Mangel an Mut zur Veränderung von erkannten falschen Normen und Strukturen, Schuld bedeutet auch die Verweigerung wirklicher Freiheit.“³⁸

In diesem Gedanken steckt auch die Option, sich von der drückenden Schuld befreien zu können, was Mut erfordert sowie die tatsächliche Möglichkeit der Wahl zwischen verschiedenen Alternativen. Karl-Peter Hubbertz führt dazu aus:

„Dieses Spannungsverhältnis von Möglichkeit und Wirklichkeit, welches der Steuerungskapazität Einzelner und sozialer Gruppen angelastet wird, äußert sich zunehmend als subjektives Versagen und Schuld [...].“³⁹

Die getroffene Wahl eine Handlung oder einer Unterlassung kann demnach zu einem starken Schuldempfinden führen. Sowohl Fachkräfte als auch Eltern stehen in Kinderschutzsituationen vor etlichen Entscheidungen, etwas zu tun oder zu unterlassen und sind somit permanent gefährdet, sich in diesem Sinne schuldig zu machen. Durch die Beteiligung mehrerer Akteur:innen an Situationen des Kinderschutzes erhält diese bisher als innere Konflikte beschriebenen Prozesse eine zusätzliche Dynamik. So führt Hubbertz weiter aus:

„Überdies erhält Schuld aber als zweiseitiges Beziehungsgeschehen eine bestimmte soziale Qualität aufgeprägt, die Macht und Herrschaft ausdrückt: Lebensweltkonflikte werden nach einem kausalen Verursachungsprinzip interpretiert; es erfolgt eine negative Attribuierung und Verurteilung, deren Konsequenz die Spaltung zwischen

38 Dorn, 1976, S. 156f.

39 Hubbertz, 1992, S. 12

gut und böse, Rechthaben und Scham, Genugtuung und Strafe ist. [...] Der Schuldige trägt alleine die Last der Verantwortung. Er muss sich mit innerer Schlechtigkeit und äußeren Sanktionen befassen. Begreifen wir Schuld als soziales Deutungsmuster, so weist sein offenkundiger Strafcharakter es als Instrument gesellschaftlicher Machtinteressen aus.“⁴⁰

In dem Empfinden, die Schuld für das zu Schaden kommen eines Kindes, vielleicht sogar dem eigenen, verbergen sich folglich weitere schergewichtige Themen wie Macht, Ohnmacht und Bestrafung sowie weitere mehr. Sie alle finden ihren Ausdruck in der Schuld. Insofern sind sowohl Schuldeingeständnisse als auch Schuldzuweisungen in Kinderschutzsituationen nicht nur extrem emotional bedrohlich, sondern sie haben auch starke Auswirkungen auf die Beziehungsstruktur der beteiligten Akteur:innen. Möglicherweise werden dadurch auch Herrschaftsansprüche verhandelt oder Autonomieansprüche geltend gemacht.

Werden neben den Angstauslösern und mit der Angst einhergehenden Empfindungen die Theorien zum Umgang mit Angst betrachtet, so finden sich auch hier zahlreiche Ansätze bis hin zu Therapieformen bei Angststörungen. An dieser Stelle kann aufgrund der Fülle an Material nicht auf alle einzeln eingegangen werden. Grob geschaut gibt es zwei Richtungen des Umgangs mit Angst: in die direkten Handlungen wie Flucht oder Angriff, sowie in die intrapsychischen Prozesse (gedankliche Verarbeitungsversuche).⁴¹ Die Psychoanalyse beispielsweise beschreibt diverse intrapsychische Mechanismen, die der Angstabwehr dienen.⁴² Dabei werden der Angst auch in diesen Konstrukten sowohl destruktive als auch konstruktive Funktionen zugeschrieben.⁴³ Zusammenfassend könnte festgehalten werden, dass hier die Angst *vor* einem Objekt eher zu Destruktivität führt, während Angst *vor dem Verlust*

40 Hubbertz, 1992, S. 15

41 Sörensen, 1996, S. 86

42 Sörensen, 1996, S. 87

43 Ebrecht-Laermann, 2014, S. 38f.

des Objektes eher einen konstruktiven Beziehungsaufbau fördert.⁴⁴ Trotz aller Kritik an psychoanalytischen Ansätzen ist es doch absolut nachvollziehbar, dass Ängste sowohl destruktive als auch konstruktive Reaktionen auslösen können.

Evolutionstheoretisch betrachtet sind drei Reaktionsformen bei Angst und Furcht erfolgreich, um zu überleben: das Verstecken, die Flucht oder der Angriff.⁴⁵ Entscheiden wir uns für einen Angriff, empfinden wir häufig nicht mehr allein Angst, sondern Zorn.⁴⁶ Diese und andere Empfindungen können sich schnell abwechseln und in unterschiedlicher Reihenfolge empfunden werden, jedoch nicht gleichzeitig. So kann es beispielsweise sein, dass wir auch nach einer erfolgreichen Flucht Zorn gegenüber dem Menschen empfinden, der uns bedroht hat.⁴⁷ Weniger tiefenpsychologisch wird hier eher evolutionstheoretisch begründet, welche Reaktionen aus Angst oder Furcht entstehen können. In der bereits aufgegriffenen Studie „Angst im Kinderschutz“ lassen sich sämtliche Emotionen in diesem Wechselspiel vorfinden.

Hilfreich im Umgang mit eigenen Ängsten ist offenbar die eigene Handlungsfähigkeit, und dies auch in akut lebensbedrohlichen Situationen. Solange wir Möglichkeiten haben, durch eigene Handlungen einen Beitrag zu leisten, kann es sogar sein, dass die im Grunde nützliche Angst gar nicht empfunden wird.⁴⁸ Folgerichtig kann Handlungsunfähigkeit nahezu in Panik übergehen.⁴⁹ Es sind sogar lustvolle Aspekte beim Empfinden von Angst zu entdecken, so beispielsweise in Bezug auf Gruselfilme oder Kriminalromane, aber auch bei extremen Sportarten, die das eigene Leben durchaus bedrohen können.⁵⁰ Letztlich sind sämtliche Reaktionen auf beängstigende oder furchterregende Situationen menschlich und sie alle kommen vor. Je nachdem, was das Individuum in seinem Leben als hilfreich gelernt hat, ruft es eine

44 Ebrecht-Laermann, 2014, S. 39

45 Ekman, 2010, S. 214

46 ebd.

47 ebd.

48 Ekman, 2010, S. 216

49 Ekman, 2010, S. 216ff.

50 Ekman, 2010, S. 220f.

entsprechende Reaktion ab, die für andere völlig undenkbar und auch nicht nachvollziehbar sein kann.⁵¹ Umso unberechenbarer und vielfältiger können die Reaktionen beteiligter Akteur:innen im Kinderschutz sein. Und diese werden nicht nur aus dem Erleben beängstigender Alltagssituationen der Beteiligten gespeist, sondern sind auch massiv kulturell und gesellschaftspolitisch gerahmt und kontextuell eingebettet. Welche kontextuellen Diskurse, Settings und Strömungen Einfluss nehmen, wird das folgende Unterkapitel beleuchten.

2.2. Gesellschaftspolitischer Kontext modernen Kinderschutzes

Um wirksame Ängste im Kinderschutz in einen gesellschaftspolitischen Kontext zu stellen, sollen im Folgenden sowohl soziologische als auch fachpolitische Theorien zu Angst und Kinderschutz in den Blick genommen werden.

Eine Soziologie der Angst gibt es nicht. Angst findet sich eher als selbstevident und „symbolische Chiffre“⁵² wieder, vor allem in Diskursen zum gesellschaftlichen Umgang mit Risiken und in Konzepten des Selbst.⁵³ So zumindest ist das Ergebnis einer Übersicht von Jörn Ahrens zu verschiedenen soziologischen, kultur- und humanwissenschaftlichen Theorien und Gedankengebilden zu Angst zu verstehen. Ahrens selbst meint, der Mensch habe die Kultur überhaupt nur erfunden, um mit spezifischen Ängsten umgehen zu können, insbesondere bezogen auf zwei Angstkreise: Zum einen Ängste des Menschen vor dem Menschen und zum anderen Ängste des Menschen vor dem Nicht-Menschlichen.⁵⁴ Angst wird demnach als etwas zutiefst Menschliches verstanden, das sich auf sich selbst beziehen und sich selbst in Bezug zu anderen setzen kann und damit neben der persönlichen eine gesellschaftliche Dimension erhält. Durch kulturelle Erfindungen von Umgangsformen soll die Angst abgewehrt oder zumindest eingedämmt

51 Ekman, 2010, S. 213

52 Ahrens, 2013, S. 61

53 ebd.

54 ebd.

werden. Angst fungiert jedoch nicht nur als ein Motor, um Umgangsformen zu entwickeln, sondern auch als wesentliche Motivation zur Fügsamkeit.

Ein zentrales Moment von Herrschaft ist die Angst ohne Zweifel.⁵⁵ Dass sich nur für sich selbst einsetzt, wer einigermaßen frei von Angst ist, zeigt auch Heinz Bude in „Gesellschaft der Angst“. Diese Publikation sagt als einzige aus, dass Angst eine eigenständige Dimension und ein strukturierendes Element der heutigen Gesellschaft ist. Bude begreift die gesamte Entwicklung des Wohlfahrtsstaates als „die Beseitigung der Angst vor der Arbeitsunfähigkeit, Arbeitslosigkeit und Altersarmut“⁵⁶, die helfen solle

„eine selbstbewusste Bürgerschaft auch und gerade der abhängig Beschäftigten [zu, K.E.] bilden, damit sie sich in Freiheit selbst organisieren, um ihren Interessen Ausdruck zu verschaffen, damit sie sich die Freiheit nehmen, ihr Leben nach selbst gewählten Prinzipien und Präferenzen zu führen, und damit sie im Zweifelsfall im Bewusstsein ihrer Freiheit den Mächtigen die Stirn bieten.“⁵⁷

Angst wird demnach auch zum Motor, Umgangsformen institutionell zu gestalten und gesamtgesellschaftlich systematisch zu regulieren, nicht zuletzt, um Macht- und Ohnmachtsverhältnisse zu beeinflussen. Selbst wenn diese nicht bewusst im Fokus von sozialpolitischen Programmen stehen sollten, werden Macht- und Ohnmachtsverhältnisse stets mit verhandelt, wenn es um Sicherheit und Unsicherheit geht. Nur, dass eben die damit verbundene und versprochene Absicherung durch die zahlreichen Deregulierungsmaßnahmen des Wohlfahrtsstaates immer weniger empfunden werden können. Bude geht darauf ein, wie verschiedenste Ängste schichtunspezifisch Einzug in den Alltag sämtlicher Personen und in die Struktur ihrer Beziehungen zueinander gehalten haben. Nahezu in jedem Lebensbereich vorkommend und auch zeitlich in alle Richtungen bezogen, können Unsicherheiten oder

55 Ahrens, 2013, S. 63

56 Bude, 2014, S. 15

57 ebd.

anstehende Entscheidungen Angst machen.⁵⁸ Wohnungen, Arbeitsverträge, Ehen und Versicherungen können jederzeit gekündigt werden und geben nur eine Teilsicherheit.⁵⁹ Diese und andere Bezüge der Menschen sind nicht verlässlich auf Lebenszeit geknüpft, sondern täglich in Frage gestellt und labil, betreffen jedoch umfassend alle Lebensbereiche. Sozialpolitisch sind wenige Anstrengungen oder Möglichkeiten zu erkennen, die tatsächliche Sicherheit schaffen könnten. Somit werden jegliche sozialpolitischen Bestrebungen, die auf die Sicherheit der Menschen vor existenziellen Bedrohungen abzielen, zu Instrumenten, die lediglich gegen Ängste wirken sollen. Ungeachtet dessen, ob tatsächlich jede:r Einzelne gesichert werden kann, werden staatlicherseits Unterstützungs- und Beratungssettings betrieben, die der Abwehr der Angst vor Unsicherheit dienen und weniger der Abwehr der Unsicherheit an sich.⁶⁰ Dadurch werde Angst nach Bude zum Prinzip staatlicher Wohlfahrtssysteme und zu deren Bezugspunkt und bliebe allgegenwärtig.⁶¹ Sie wird jedoch gleichsam individualisiert⁶² und damit ein Stück tabuisiert. Denn obwohl es Bude folgend jede:n betrifft, wird die Angst lieber still für sich verhandelt und bleibt ein unbeliebtes Attribut, mit dem man nicht gerade an Beliebtheit gewinnt.⁶³

Angst trägt dazu bei, das Verhältnis eines Individuums zu einem Anderen oder zur Gruppe der Gesellschaft mitzubestimmen, Plätze sowie Chancen erlebbar zu machen und daraus Rebellion oder Fügsamkeit entstehen zu lassen. Soziologisch betrachtet wird Angst demnach eine ordnungserhaltende sowie eine Macht- und Ohnmachtsverhältnisse strukturierende Rolle zuteil. Im Verlauf der Arbeit wird darauf eingegangen werden, inwiefern sich dieses strukturierende Element in Kinderschutzsituationen wiederfindet.

In Budes Auseinandersetzungen mit aktuellen Angstlagen wird Angst als wichtiger Aspekt eines gesellschaftlichen Ordnungssystems

58 Bude, 2014, S. 11

59 Bude, 2014, S. 29

60 Bude, 2014, S. 16

61 Bude, 2014, S. 16

62 Bude, 2014, S. 17, 21

63 Bude, 2014, S. 120f.

sichtbar, das bereits längere Zeit in Diskursen und Konzepten zu Risikolagen und dazugehörigen Managementsystemen diskutiert wird. Bisher sind es vor allem diese, die starken Einfluss auf moderne Kinderschutzkonzepte nehmen, wie im Folgenden erörtert wird.

In Risikodiskursen wird der Begriff *Angst* nur selten gebraucht. Eher *Gefahr* oder *Katastrophe* werden verwendet, obwohl Angst wie oben beschrieben mit beiden im Verhältnis steht.⁶⁴ Für Ulrich Beck steht Angst sogar im Mittelpunkt sämtlicher Gruppierungen innerhalb der Risikogesellschaft.⁶⁵ Dort, wo alle gleichermaßen von globalen, teils existenziellen Bedrohungen betroffen sind, entsteht eine Verbundenheit.⁶⁶ Gleichzeitig kann Angst Gruppen voneinander spalten und sie zu Gegner:innen machen, wie später ausgeführt wird. Beck hat den Begriff der Risikogesellschaft maßgeblich geprägt. Er beschreibt damit Grundzüge unserer heutigen postmodernen Gesellschaft, in der ein „Wechsel von der Logik der Reichumsverteilung in der Mangelgesellschaft zur Logik der Risikoverteilung in der entwickelten Moderne“⁶⁷ stattgefunden hat, was mittlerweile Auswirkungen auf so ziemlich alle Lebensbereiche zeigt⁶⁸. Das einzelne Individuum wird zunehmend zum Träger diverser auch globaler Risiken, die es zu managen hat und die nach und nach das Alltagserleben maßgeblich mitbestimmen. Hier schließt Bude an und zeigt, dass analog zur Individualisierung von Risiken eine Individualisierung der damit verbundenen Ängste stattfindet, wobei Angst als Emotion so oder so nur persönlich erlebt werden kann, jedoch zunehmend weniger geteilt oder gemeinsam getragen wird. Laut Beck vollzieht sich eine „stille Revolution“, als Konsequenz der Bewußtseinsveränderung *aller*, als Umsturz *ohne* Subjekt, ohne Austausch der Eliten und unter Beibehaltung der alten Ordnung.⁶⁹ Laut Bude macht das Angst: „die Angst kommt daher, dass alles offen,

64 Ahrens, 2013, S. 65

65 Beck, 1986, S. 98f. auch Biesel, 2011

66 Beck, 1986, S. 98f.

67 Beck, 1986, S. 25

68 Beck, 1986, S. 115

69 Beck, 1986, S. 105 Hervorhebungen im Original

aber nichts ohne Bedeutung ist.“⁷⁰ Während Beck eher auf globale Veränderungen und Zusammenhänge von Risikolagen abzielt, die ein einzelnes Individuum zwar kaum zu verantworten, durchaus aber zu verkraften hat, hebt Bude hervor, wie sich ebendieser Umstand nun in einer individuellen Angst wiederfindet, durch eigenes Tun das persönliche Schicksal zu besiegeln und den Anschluss zu verlieren. Das alte Versprechen „jeder ist seines Glückes Schmied“ hat sich in den Köpfen gehalten, auch wenn es so häufig widerlegt wird.⁷¹ Und so nimmt jede:r Schmied:in in gewisser Weise ein zugeteiltes Schicksal in Kauf und bemüht sich, durch persönliche Kraftanstrengung alles zum Guten zu wenden. Das zugeteilte Schicksal zeigt sich beispielsweise in prekären Arbeitsverhältnissen oder in Umweltverschmutzungsrisiken vor der eigenen Tür, die durch globale Weiterentwicklungen des Kapitalismus gerechtfertigt werden. Die Folgen im Risikodenken sind enorm:

„In der ungezügelter Zivilisationsentwicklung werden quasirevolutionäre Situationen gleichsam *zugewiesen*. Sie entstehen als modernisierungsbedingtes ›Zivilisationsschicksal‹ und damit einerseits unter dem Deckmantel der *Normalität*, andererseits mit dem *Ermächtigungsgehalt von Katastrophen*, der mit dem Anwachsen der Gefahr den politischen Gestaltungsradius von Revolutionen sehr wohl erreichen und übersteigen kann. Die Risikogesellschaft ist also keine revolutionäre Gesellschaft, sondern mehr als das: eine *Katastrophengesellschaft*. In ihr droht der *Ausnahme- zum Normalzustand zu werden*.“⁷²

Gerd Gigerenzer hat sich ebenfalls mit dem Verhältnis von Individuum, Angst, Risiko und Ungewissheit beschäftigt. Für Gigerenzer steht fest, dass ein hohes Sicherheitsbedürfnis dazu verführt, zu Stereotypen zu neigen und sich auch nur an Informationen zu erinnern, die diese Stereotype bestätigen.⁷³ Dies verengt den Blick. Gigerenzer führt dazu

70 Bude, 2014, S. 20

71 Bude, 2014, S. 18

72 Beck, 1986, S. 105 Hervorhebungen im Original

73 Gigerenzer, 2013, S. 33

an, wer so empfindet, „empfindet Mehrdeutigkeit als verwirrend und verspürt den Wunsch, sein Leben rational zu planen.“⁷⁴ Gigerenzer unterscheidet sehr stark zwischen Risiko einerseits und Ungewissheit andererseits.⁷⁵ Dabei sind Risiken für ihn Situationen oder Fragestellungen, in denen einige Größen bekannt und vielleicht sogar statistisch berechenbar sind.⁷⁶ Hier haben wir es mit Wahrscheinlichkeiten zu tun und mit Schätzungen sowie Erfahrungswerten. Im Unterschied dazu ist für die Ungewissheit charakteristisch, dass es viel zu wenig bekannte Variablen gibt oder sogar gar keine.⁷⁷ Gigerenzer schlägt vor, aufgrund der Diversität der Situationen auch unterschiedlich vorzugehen, wenn man eine gute Entscheidung treffen möchte:

„Wenn die Risiken bekannt sind, verlangen gute Entscheidungen logisches und statistisches Denken [...] Wenn einige Risiken unbekannt sind, verlangen gute Entscheidungen auch Intuition und kluge Faustregeln.“⁷⁸

Gigerenzer macht damit die Intuition und das Bauchgefühl als berechnigte Entscheidungsgrundlagen stark, die der rationalen Berechnung in nichts nachstehen, die in Feldern des Kinderschutzes jedoch nicht gerade zu allen modernen Strömungen passt. Er definiert die beiden Begriffe folgendermaßen:

„Eine Intuition oder ein Bauchgefühl ist ein Urteil:

1. das unvermittelt im Bewusstsein auftaucht,
2. dessen tiefe Gründe uns nicht ganz bewusst sind,
3. das stark genug ist, um danach zu handeln.“⁷⁹

Viele Strömungen im Kinderschutz orientieren sich eher an Logiken, die dem Risikodenken anhängen. Darauf wird an späterer Stelle eingegangen. Intuitive Urteile sind unbewusst angewendete Faustregeln, die

74 ebd.

75 Gigerenzer, 2013, S. 38

76 Gigerenzer, 2013, S. 39

77 Gigerenzer, 2013, S. 42

78 Gigerenzer, 2013, S. 38

79 Gigerenzer, 2013, S. 46

wir mit der Zeit verinnerlicht haben.⁸⁰ Und ein Bauchgefühl ist für Gigerenzer eine Form einer unbewussten Intelligenz.⁸¹ Insbesondere Letzteres stellt eine Aufwertung des Bauchgefühls dar, die auch die Intuition als Messinstrument stärkt. Zwar bezieht Gigerenzer sich nicht auf den Kinderschutz, aber seine Ansätze sind auch darauf anzuwenden, da gerade diese Situationen von großer Ungewissheit geprägt sind. Viel mehr, als sie von Risikofaktoren geprägt zu sein scheinen, wenn man dieser Unterscheidung folgt. Dass es uns oft sehr schwerfällt, die passende Entscheidung zu treffen, beispielsweise die logische und statistisch gesehen empfohlene, führt Gigerenzer darauf zurück, dass wir im Laufe der Evolution gelernt haben, uns an den Erfahrungen unserer sozialen Gruppe zu orientieren, um nicht an denselben Fehlern zu scheitern.⁸² Daher neigen wir ihm zufolge dazu, Ängste unserer Bezugsgruppe vergleichsweise schnell zu lernen, auch wenn sie faktisch gar nicht gut begründet werden können. Auch dies ist teilweise im Kontext von Kinderschutzsituationen zu finden, wenn die Fachkräfte bängstigende Erfahrungen der Kolleg:innen adaptieren.

Ohne Frage haben Angst, Gefahr, Katastrophe, Risiko und Ungewissheit einen immer wieder bestätigten Platz im gesellschaftlichen Gefüge eingenommen, wobei die Logik des Risikos in Diskursen und Konzepten dominierend erscheint, und die Angst unterbelichtet bleibt. Die Logik des Risikos kann auf bestimmte Weise sogar ein kollektives Empfinden von Angst erzeugen, wie Gigerenzers Idee vom Lernen von der Bezugsgruppe bereits andeutet.

Die psychologische Angstforschung fußt auf neurobiologischen sowie kognitions- und verhaltenswissenschaftlichen Erkenntnissen, zielt aber überwiegend auf dysfunktionale und pathologische Aspekte der Angst.⁸³ Die kulturwissenschaftliche Sicht bettet diese Erkenntnisse in soziale und kulturelle Umwelten ein, womit es auch möglich wird, kollektive Ereignisformen der Angst greifbar zu machen, wie „9/11“ oder

80 ebd.

81 ebd.

82 Gigerenzer, 2013, S. 96

83 Koch, 2013, S. 1

die Finanzkrise.⁸⁴ In diesem Zusammenhang wird den Massenmedien eine besondere Rolle zugesprochen, indem diese durch „verdichtete, emotionale Schablonen [...], Orientierung darüber geben, wie und wovor man Angst haben sollte.“⁸⁵ Lars Koch schreibt ihnen damit eine zentrale Rolle „innerhalb der kommunikativen Prozessierung von Angst“⁸⁶ zu. Durch die quasi dauerhaften medial präsentierten Breaking News wird Angst zusätzlich zu oben genannten lebensbezogenen Ängsten zu einer alltäglichen Begleitung:

„Aus dieser medialen Hypertropie der Furcht resultiert eine paradoxe Konstellation, in der die Botschaft ›Wir leben in einer gefährlichen Welt‹ auf eine zunehmend entpolitisierte Zustimmung stößt, während zugleich eine ›Kanalitätskrise‹ zu beobachten ist, die das Denken in Worst-Case-Szenarien zur leitenden Aneignung von Zukunft gemacht hat.“⁸⁷

Es scheint fast so, als würden heutige Medien diese Kernbotschaften, die Beck der Risikogesellschaft zuschreibt, direkt an die Menschen kommunizieren. Auch Andreas Borchert sieht einen solchen Zusammenhang und schreibt:

„Grundsätzlich gibt es nur sehr wenige angeborene Ängste. Diese haben zumeist eine lebenserhaltende Funktion. Alle anderen Ängste, welche von diesen zu unterscheiden sind, werden erlernt [...] von einem Gegenüber, in einer Situation, über Medien. Je mehr Menschen Zugang zu derselben Situation bzw. demselben Medium haben, desto mehr Menschen können von derselben Angst betroffen sein, ohne dabei zwangsläufig voneinander zu wissen. Demgemäß reicht das Angstspektrum von Ängsten einzelner Personen bis hin zu gesellschaftlichen oder gar globalen Ängsten, wenngleich das individuelle Erleben stets unterschiedlich sein kann.“⁸⁸

84 ebd.

85 Koch, 2013, S. 2

86 ebd.

87 Koch, 2013, S. 10

88 Borchert, 2011, S. 176

2. Theoretisches Fundament dieser Studie

Dieser Mechanismus wirkt sich ungebremst auf die öffentlichen Diskurse von Kinderschutzfällen aus, und möglicherweise übertragen wir die Gewohnheit, stets mit dem Schlimmsten zu rechnen, auf Prognosen im Kinderschutz. Wenn Jugendämter zu Orten werden, in denen eine kollektiv spürbare Angstkultur Raum einnimmt, werden demzufolge Schutzmechanismen wahrscheinlicher, die auf der Grundlage eher defensiver Risikoprognosen versuchen, Katastrophen frühzeitig abzuwenden und abzusichern. Gleichzeitig werden einzelne medial verbreitete Horrorszenarien, in denen Eltern scheinbar ohne Grund ihre Kinder ans Jugendamt verlieren, potenziell für alle nicht betroffenen Eltern erlebbar und teilbar und schüren möglicherweise ihrerseits Ängste vor der Begegnung mit dem Jugendamt.

Koch deutet bereits eine zeitliche Dimension in Richtung Zukunftsszenario an. Verknüpft mit einer „Hyperindividualisierung“⁸⁹ antwortet die Gesellschaft u.a. mit einem

„Präventionsregime, das alle noch bestehenden Residuen der Sicherheit aufbricht und den Einzelnen einer gouvernementalen Sicherheitsdoktrin der Körper- und Umfeldvorsorge unterwirft [...]. Jede private Vertrautheitssphäre kann potenziell immer von sogenannten Gefährdern attackiert werden.“⁹⁰

So auch im Kinderschutz, und zwar sowohl aus der Perspektive der Familien, in deren Privatsphäre Kinderschutzfachkräfte einzudringen versuchen, als auch aus Perspektive der Fachkräfte, die an jede Familie den Anspruch der präventiven Gefahrenabwehr anlegen könnten. Dies bedeutet auch, dass jede Fachkraft diese Doktrin in jedem Einzelfall überwinden müsste, wenn sie der Familie Vertrauen entgegenbringen wollte, und umgekehrt die familiären Akteur:innen den Fachkräften. Kontrollen sowie präventive Eingriffe könnten jedoch wahrscheinlicher Anwendung finden als auf Vertrauen orientierte, wenn die gesellschaftlich geforderte Handlungsmaxime diese Lösung vorgibt. Der Präven-

89 Koch, 2013, S. 10

90 ebd.

tionsgedanke kann sogar einen eigenen inneren, sich selbst und die Angst verstärkenden Kreislauf entwickeln:

„Die Menschen wollen sich durch Gegenhandlungen (z.B. einen Versicherungsabschluss) vor möglichst vielen Unsicherheiten schützen, um so wieder ein Gefühl der Sicherheit zu bekommen. Freilich vergegenwärtigt eine Gegenhandlung immer wieder die ursprüngliche Angst und macht sie dadurch unmittelbar greifbar – die Angst beginnt sich so selbst zu reproduzieren.“⁹¹

Borchert beschreibt weiter, wie durch den stärker werdenden Präventionsanspruch einerseits sowie unsichere Prognosen und unsichere soziale Bindungen andererseits letztlich eine ungreifbare Angst in den Alltag eindringt, die sich ein Ziel sucht, auf das sie sich projizieren kann. Neue Ziele können unbekannte Personen sein, die einem suspekt vorkommen oder denen man etwas zuschreiben kann. Letztlich führt dieser Kreislauf zu mehr Distanz zwischen den Menschen und zu einer Separierung, bei der jede:r auf sich selbst zurückgeworfen wird.⁹² Folgt man diesem Gedanken, nimmt Angst gesellschaftlich eine spaltende und individualisierende Funktion ein und eher nicht eine, die die Menschen solidarisiert. Nimmt man die oben aufgeführten Gedanken hinzu, so kann Angst einerseits Gruppen spalten und andererseits Gruppen bilden, was letztlich zwei Seiten der gleichen Medaille abbildet. Sie kann aber auch zu fortgesetzter Individualisierung führen.

Kulturhistorisch ist festzustellen, dass in der Moderne eher kollektiv erlebte diffuse Ängste eine Rolle spielen als konkrete objektbezogene. Es ist die Komplexität der Welt, die die „Suche nach vermeintlich Verantwortlichen motiviert.“⁹³ Koch folgert daraus:

„Ein kollektivpsychologischer Weg der Bearbeitung von Angst und Verunsicherung ist daher die Refiguration von Bedrohung und Feindschaft: Ein gemeinsamer Feind, den man als Kollektiv fürch-

91 Borchert, 2011, S. 176

92 Borchert, 2011, S. 176

93 Koch, 2013, S. 8

ten kann [...], ist der beste Garant für die Befriedung von Gemeinschafts- und Ordnungssehnsüchten.“⁹⁴

Ähnlich sieht es auch Beck und beschreibt, dass sich Ängste und Unsicherheiten „versetzen“ können und dann auf Symbole bzw. Gruppen abgelenkt werden. Beck nennt diesen Teil des Mechanismus „Sündenbock-Gesellschaft“⁹⁵, deren Funktion letztlich eine reinigende und sichernde ist. Auch Institutionen, die sich im Feld des Kinderschutzes verantwortungsvoll bewegen wollen, finden sich in dieser Gemengelage wieder. Es erscheint daher als überaus nachvollziehbar, wenn ängstliche und verunsicherte Jugendämter verstärkt Ordnungssysteme hervorbringen, die zwischen innen und außen spalten und das Außen eher als feindselig oder potenziell gefährlich konstruieren. Dies wäre für gelingende Hilfe sowohl dann problematisch, wenn Kooperationspartner:innen als bedrohliches Außen betrachtet würden als auch, wenn dies hilfeschende Familienmitglieder beträfe. Ein Hilfeprozess könnte dann möglicherweise eher einer Art Kampf gleichen, indem gegenseitige Bedrohungsszenarien sichtbar würden. Dies träfe insbesondere dann zu, wenn es sich um ein Jugendamt handelte, das bereits traumatische Erfahrungen der Ohnmacht und öffentlichen "Hinrichtung" gemacht hat. Anknüpfend hieran sei auf Forschungen hingewiesen, die belegen,

„dass der Aufstieg des Nationalsozialismus sich aus der traumatischen Erfahrung kollektiver Hilflosigkeit während der ökonomischen Krisen der 1920 speist [...] und zwar in der schon bekannten Form, dass die diffuse Angst der Zwischenkriegszeit in der antisemitischen Rassen-Ideologie in ein konkretes Furchtszenario übersetzt wurde.“⁹⁶

Reinhart Wolff hat bereits den Begriff der *Arena* in den Diskurs eingebracht, der beschreibt, wie teilweise sehr massiv um Deutungshoheiten und Handlungskonzepte im Kinderschutz gekämpft wird.⁹⁷ Auch wenn

94 ebd.

95 Beck, 1986, S. 100f.

96 Koch, 2013, S. 8

97 Wolff, 2016, S. 150

2.2. Gesellschaftspolitischer Kontext modernen Kinderschutzes

es vornehmlich darum geht, den eigenen professionellen Zugang zum Problem zu rechtfertigen und zu behaupten, wird durch den Begriff der *Arena* die Kraftanstrengung und die Orientierung auf Kampf transportiert, die damit verbunden scheinen. Möglicherweise findet sich hier ein Ausdruck kollektiv empfundener und kanalisiert zugewiesener Ängste.

Eine Vielzahl medial als gescheitert deklarerter Kinderschutzfälle hat mittlerweile die Öffentlichkeit erreicht. Kay Biesel hat sehr deutlich herausgearbeitet, wie stark die Logik des Risikomanagements Einfluss auf die öffentlichen Diskurse zum Kinderschutz und letztlich auch auf Reaktionen der beteiligten professionellen Akteur:innen nimmt:

„In den letzten Jahren wurden in den Medien deshalb vor allem die problematischen und tödlich verlaufenen Kinderschutzfälle öffentlich skandalisiert, wurde pauschal angenommen, dass solche Fälle überhand nehmen könnten, wenn nicht endlich politisch eingegriffen würde. In einer Zeit, in der neue, sich zuspitzende und freiheitseinschränkende Risiko- und Sicherheitsdiskurse wichtiger werden, ist mit einer solchen thematischen Fokussierung natürlich eine hohe öffentliche Aufmerksamkeit und die Vorspiegelung von politischer Handlungsfähigkeit garantiert.“⁹⁸

Kinderschutzsysteme sehen sich heute mit lautgewordenen Ansprüchen konfrontiert, Risiken einzudämmen und Katastrophen zu verhindern, wobei damit im Kinderschutz vor allem gemeint ist, dass Kinder zu Schaden kommen.⁹⁹ „Nicht ohne Grund hat man nun in der Kinder- und Jugendhilfe Risiken und Gefahren entdeckt, ist die Kinderschutzpraxis selbst zu einem Hochrisikobereich geworden.“¹⁰⁰ Jedes einzelne Kind zu schützen und Katastrophen, die diese betreffen könnten, unbedingt zu vermeiden, wird als Anspruch öffentlich in die Verantwortung der Kinder- und Jugendhilfe und insbesondere der Jugendämter gelegt. Dort ist der ausgemachte Adressat zu finden,

98 Biesel, 2011, S. 28

99 Bode, 2014, S. 27

100 Biesel, 2011, S. 34

2. Theoretisches Fundament dieser Studie

der es richten soll.¹⁰¹ Ingo Bode und Hannu Turba zeigen in ihren Studien zum in Deutschland organisierten Kinderschutz passend, wie sich „sektorübergreifende Rationalisierungstendenzen“¹⁰² in deutschen Kinderschutzsystemen wiederfinden, die eine normative und eine technologische Seite haben,

„wobei bei letzterer wiederum eine ökonomische und eine prozedurale Dimension unterschieden werden kann. Beide Rationalisierungstendenzen treiben das Kinderschutzsystem vor sich her; die normative ‚verabsolutiert‘ Erwartungen an Schutzerfolge, während die technische denen, die Kinderschutz organisieren, härtere Auflagen macht.“¹⁰³

Hinter der normativen Rationalisierung verbirgt sich der wachsende und lauter werdende Anspruch an die Umsetzung von Chancengleichheit und an die Verwirklichung von Menschenrechten für alle. Daraus wird das Eingriffsrecht abgeleitet, mit dessen Hilfe individuelle Rechte notfalls auch gegen die Rechte anderer durchzusetzen sind¹⁰⁴. Sichtbar wird diese Tendenz auch in der aktuellen Debatte um die Reform des SGB VIII, in der heftig gestritten wird wie Kinderrechte, Elternrechte und die Eingriffsrechte des Staates zueinander sortiert und gewichtet werden sollen.¹⁰⁵ Aber auch die technologische Komponente, die mit starrer werdenden Regularien und ökonomisierten Rechtfertigungsszenarien einhergeht, birgt nicht nur ideologische Gefahren, sondern kann sich sehr konkret auf das Denken der Kinderschutzfachkräfte auswirken. Zunehmender Druck von außen gepaart mit erwarteten Katastrophen kann sich selbst potenzieren. Ortwin Renn formuliert in der *Strategie der Angst*:

„Im Angesicht der Apokalypse lässt sich nicht angemessen Reflexion betreiben. Wo der Risikodiskurs zum Katastrophendiskurs wird,

101 Bode, 2014, S. 364

102 ebd.

103 ebd.

104 Bode, 2014, S. 27

105 Deutsches Jugendinstitut, 2017, S. 5

die Hoffnung auf Lösung und Handhabbarkeit der Probleme also schwindet und stattdessen Zerstörungsszenarios Platz macht, ist scheinbar eine Angst wirksam, die sozial unter keinen Umständen zu operationalisieren ist, sondern destruktiv wirkt.“¹⁰⁶

Folgt man diesem Gedanken, ist nachvollziehbar, warum sich professionelle Kinderschutzsysteme derart schwertun, eigene Handlungslogiken denen des kontrollierenden und präventiven Risikomanagements entgegenzusetzen und eine konstruktive Wendung einzuschlagen. Gleichzeitig wird darin der Hinweis deutlich, dass sich das Gefühl der Angst nicht in Instrumente pressen und von ihnen beschwichtigen lässt. Es gibt aktuell demnach gute Gründe für Jugendämter und Fachkräfte im Kinderschutz, schon von sich aus ängstlich in potenzielle Kinderschutzsituationen zu gehen und sich gut zu schützen. Genau so gibt es gute Gründe, konstruktive Wege aus der Angst zu suchen und sie zu beschreiten. Möglicherweise wäre es hilfreich, sich der Unterscheidung von Risiko und Ungewissheit Gigerenzers zu bedienen. Wenn die beteiligten Professionen anerkennen würden, dass sie es immer mit ungewisser Zukunft zu tun haben und nicht mit kalkulierbaren Risiken, könnten sie möglicherweise mehr Potenzial aus der jeweils aktuellen Situation der Familien schöpfen, als sich mit der Erstellung von Prognosen aufzuhalten.

Die soziale Arbeit als hauptsächlich zur Verantwortung gezogene Profession steht so gesehen „mit dem Rücken an der Wand“ und sieht sich einem kaum zu bewältigenden Katastrophenszenario gegenüber sowie einer Öffentlichkeit, der sie anklagt, zu schnell oder zu langsam oder zu unprofessionell oder zu ineffektiv zu handeln.¹⁰⁷ Wie stark sich öffentlich geführte Debatten auf Fachkonzepte auswirken können und letztlich fachfremd großen Einfluss nehmen, zeigt Felix Brandhorst in der Dissertationsschrift „Kinderschutz und Öffentlichkeit. Der ‚Fall Kevin‘ als Sensation und Politikum“.¹⁰⁸ Demnach gehen Politik, Medien und Fachöffentlichkeit einen Diskurs ein, in dem sich Politik und

106 Ahrens, 2013, S. 66

107 Brandhorst, 2015, S. 57ff.

108 Brandhorst, 2015

mediale Öffentlichkeit der Fachwelt gegenüber letztlich mit eigenen, aus sozialpädagogischer Sicht fachfremden Logiken durchsetzen.¹⁰⁹ Von der öffentlichen politisierten Debatte getrieben, übernimmt die sozialpädagogische Fachwelt die Interpretationen und Zuschreibungen der beiden anderen Debattanten reaktiv.¹¹⁰ Oft stehen dabei Vorwürfe und Fehlerzuschreibungen im Vordergrund.¹¹¹ Wie stark die Frage nach Schuld das Handeln einzelner Fachkräfte im Kinderschutz bestimmt, zeigt eine Studie aus Bremen, auf die im Unterkapitel 2.3. genauer eingegangen wird. Auch findet sich die Thematisierung von Schuldanteilen an missglückten Kinderschutzfällen stark wieder, bei der den Fachkräften im *Fall Kevin* ein großer Teil der Schuld zugesprochen wird.¹¹² Aus dieser Lage Mut zu schöpfen und den Anforderungen selbstbewusst entgegenzutreten, ist sehr schwer. Dieser Druck belastet zudem den eigenen reflexiven Umgang mit vermeintlichen Fehlern:

„Sind dabei zugleich auch noch Fragen der Sicherheit in Hochrisikobereichen wie der Atomkraftindustrie, Luftfahrt oder eben auch der Sozialen Arbeit berührt, wird es umso unwahrscheinlicher, dass aus Fehlern gelernt werden kann, tritt das genaue Gegenteil ein: Nicht das Lernen aus Fehlern, sondern das Vermeiden von Fehlern erhält einen sicherheitsrelevanten Stellenwert, wie man es momentan ja auch in der Debatte um einen sicheren Kinderschutz beobachten kann.“¹¹³

Damit gewinnen das System sichernde Verfahren, Strukturen und Handlungsstrategien im Kinderschutz an Konjunktur. Die Absicherung der Fachkräfte und der Institutionen, die deren Arbeit rahmen, tritt mehr oder weniger unreflektiert in den Vordergrund.¹¹⁴ Konzepte, die wissenschaftlich immer wieder in ihrem Erfolg bestätigt wurden und auf gelingende Beziehungsgestaltung zwischen Fachkraft und Familie

109 Brandhorst, 2015, S. 389f.

110 Brandhorst, 2015, S. 331

111 Brandhorst, 2015, S. 57ff.

112 Brandhorst, 2015, S. 144f.

113 Biesel, 2011, S. 51

114 Biesel, 2011, S. 28–30

setzen, werden teilweise öffentlich diskreditiert. Die soziale Arbeit sieht sich beispielsweise mit dem Vorwurf konfrontiert, sie sei zu prozesshaft orientiert und setze zu wenig auf kontrollierende Arbeitsweisen, wie am Fall Kevin besonders sichtbar wird.¹¹⁵ Dabei ist mehrfach wissenschaftlich belegt und in der Geschichte der sozialen Arbeit immer wieder aufs Neue bewiesen worden, dass es genau die gelingende Beziehungsarbeit zwischen Fachkraft und Familienmitglied ist, die Erfolge bringt – auch und gerade in gefährlichen Kinderschutzsituationen.¹¹⁶ Hierbei sei darauf hingewiesen, dass im Verlauf dieser Arbeit noch genauer auf mögliche Gelingensfaktoren eingegangen wird. An dieser Stelle sei noch einmal der Gedanke verstärkt, dass zu starre Verfahren und Handlungsanweisungen, wie sie im Kinderschutz vor allem in heutigen Jugendämtern recht verbreitet scheinen, in sich die Gefahr der Beängstigung bergen:

„Und zwar dort, wo diese [die moderne Kultur, K.E.] sich in Form technischer, ökonomischer und bürokratischer Systeme verselbständigt und zur entfremdeten Unbehausung wird. Wenn sich die Kultur zum stahlharten Gehäuse der Hörigkeit verfestigt, das den Menschen in seinen Handlungsmöglichkeiten stark beschneidet und ihn zugleich mit seinen Komplexitätsroutinen überfordert, steigt der Angst-Level, weil es nicht mehr möglich ist, die ich-fremden Weltbestandteile dem Ich reflexiv einzuverleiben.“¹¹⁷

Möglicherweise schüren Systeme, die der Angst entgegenwirken sollen, weitere Angst, indem sie die Menschen durch lenkende Rahmungen in ihren Handlungsmöglichkeiten einschränken. Die Einschränkung beinhaltet nach Kochs Beschreibungen immer auch eine Einschränkung darin, sich die Welt durch eigenständige Reflexion anzueignen. Kinderschutzsituationen sind sehr stark dadurch geprägt, dass sich Fachkräfte und Familien begegnen, die im Kontakt sowohl einander verstehen sollten als auch größtenteils durch gemeinsame Reflexion einschätzen

115 Brandhorst, 2015, S. 227ff.

116 Albus et al., 2010, S. 154ff.

117 Koch, 2013, S. 9

2. Theoretisches Fundament dieser Studie

können sollten, wie es um die Familie steht. Je beschränkter der Handlungsspielraum an dieser Stelle ist, desto weniger kann dieser Prozess stattfinden und desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass Ängste nicht ab-, sondern weiter aufgebaut werden. Andersherum gedacht braucht es wohl die aktive und eigenständige Reflexion, um Ängste abzuschwächen. Koch folgend ist dieser Akt nicht durch rahmende Verfahrensschritte oder Checklisten zu ersetzen.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Angst eine stark strukturierende Rolle einnimmt, was gesellschaftliche Macht- und Ohnmachtsverhältnisse betrifft sowie Prozesse, die Gruppen bilden oder sie spalten bis hin zur Hyperindividualisierung. Sie nimmt mehr oder weniger reflektiert Einfluss auf gesellschaftliche Ordnungs- und Sicherungssysteme und damit auch auf modernen Kinderschutz. Dabei gewinnen rahmend einschränkende und präventiv absichernde Systeme des Risikomanagements an Bedeutung in einer angegriffenen und möglicherweise verängstigten Landschaft professioneller Akteur:innen und Institutionen der sozialen Arbeit.

Dass sowohl der beschriebene gesellschaftspolitische Kontext als auch die emotional psychologische Seite von Ängsten als Hintergrundfolie für Kinderschutzsituationen eine Rolle spielen, zeigt eine qualitativ angelegte Studie, die Anfang 2017 durchgeführt worden ist. Sie ist die erste Studie, die untersucht, welche Ängste im Kinderschutz auf Seiten der Fachkräfte der Kinder- und Jugendhilfe und auf Seiten von Eltern ihre Wirkungen entfalten und wie sie dies tun. Im Blick gewesen sind dabei Fachkräfte aus unterschiedlichen Bereichen der Kinder- und Jugendhilfe sowohl in öffentlicher als auch in freigemeinnütziger Trägerschaft organisiert. Auch konnte eine Mutter beteiligt werden. Da die Ergebnisse dieser Studie eine zentrale Grundlage der hier vorliegenden Arbeit bilden, soll im Folgenden darauf ausführlicher eingegangen werden.

2.3. Ergebnisse der Studie „Angst im Kinderschutz“

In insgesamt drei vierstündigen Dialogrunden¹¹⁸ im Rahmen der Studie „Angst im Kinderschutz“ konnte unter anderem sichtbar gemacht werden, dass teils diffuse und teils sehr konkrete Ängste auf allen Seiten eine handlungsleitende Rolle spielen und sich nur bedingt zwischen Fachkraft und Familie unterscheiden.¹¹⁹ Die diffusen Ängste sind für die hier vorliegende Arbeit besonders interessant. Sie entstehen am ehesten durch das Empfinden, die Situation nicht gut einschätzen zu können, nur unklar zu erkennen, welchen Gefahren oder Bedrohungen ein Kind tatsächlich ausgesetzt ist oder bald ausgesetzt sein wird.¹²⁰ Die Diffusität und Unberechenbarkeit von Situationen findet sich in o.g. Theorien der Angstpsychologie als Angst auslösendes Moment wieder.¹²¹ Sowohl Fachkräfte als auch Eltern befinden sich oft in unberechenbaren Situationen, wenn es um Kinderschutz geht. Sie können nicht einschätzen oder kalkulieren, wie sich die Geschichte weiterentwickelt, wer sich wie verhalten und was ggf. noch ausstehen sein wird.¹²² Diese Unvorhersagbarkeit ist absolutes Charakteristikum sozialer Arbeit:

„In der Sozialen Arbeit haben es die Fachkräfte nicht nur mit Mensch-Maschinen-Interaktionen, sondern vor allem mit interkommunikativen, emotional besetzten und komplizierten menschlichen Beziehungs- und Zusammenarbeitsarrangements zu tun, die grundsätzlich riskant, latent gefährlich und gesellschaftlich rückgebunden sind. Soziale Arbeit wird deshalb überhaupt erst riskant [...], weil die sozialen Fachkräfte es eben nicht allein mit Maschinen, technischen Apparaturen oder Computern zu tun haben, die bis zu einem gewissen Grad fehlerfrei zu programmieren und zu

118 angelehnt an Methoden der Gruppendiskussion

119 Eggers, 2017, S. 11

120 ebd.

121 Siehe Unterkapitel 2.1., S. 11

122 Eggers, 2017, S. 11

steuern sind, sondern mit selbständig denkenden und handelnden Klienten- und mit zahlreichen anderen Berufssystemen.“¹²³

Allerdings zeigt die Studie „Angst im Kinderschutz“ deutlich, dass sich aus diesem Grundsatz eher keine konstruktive Gewohnheit auf Seiten der Fachkräfte im Umgang mit der Unberechenbarkeit ableiten lässt, sondern sie in jeder Situation wieder neu als Angst auslösend empfunden werden kann.¹²⁴ Hier nehmen die oben benannten gesellschaftlichen Kräfte und Diskurse möglicherweise starken Einfluss auf die Wahrnehmung der Kinderschutzfachkräfte. Dies geschieht in dem Maße, wie sie aus der Unberechenbarkeit der familiären zukünftigen Situation mehr beängstigende Risiken prognostizierend konstruieren, als positive Entwicklungschancen.

Gemäß der besagten Studie können sowohl Eltern als auch Fachkräfte eine große Angst empfinden, dem Kind nicht ausreichend helfen, es nicht ausreichend schützen zu können.¹²⁵ Diese Ängste sind zunächst doch sehr persönlich und auf den Einzelfall bezogen. Die vornehmliche Angst der Fachkräfte scheint demnach nicht zu sein, selbst „unter Beschuss“ zu geraten oder angegriffen zu werden, sondern eine sich aus dem helfenden Auftrag ergebende Angst, dass es einem Kind schlecht ergehen könnte und der eigene Beitrag nicht reicht, es zu schützen und ihm zu helfen. Wolfgang Schmidbauer arbeitete bereits 1977 in „Hilflose Helfer“¹²⁶ den zutiefst in der Biographie vieler Fachkräfte helfender Berufe verwurzelten persönlichen Bezug zur helfenden Rolle aus. Die Publikation hat nicht an Relevanz verloren und wurde zuletzt 2015 zwar überarbeitet, im Kern jedoch kaum verändert, wieder aufgelegt. In dem Konzept vom *Helfer-Syndrom*¹²⁷ verdeutlicht Schmidbauer, dass viele Menschen, die sich im erwachsenen Leben einen helfenden Beruf suchen, dies aufgrund spezifischer frühkindlicher Erfahrungen¹²⁸ tun.

123 Biesel, 2011, S. 55

124 Eggers, 2017, S. 12

125 Eggers, 2017, S. 11f.

126 Schmidbauer, 2015

127 Schmidbauer, 2015, S. 12ff.

128 Schmidbauer, 2015, S. 50–60

Die ein *Helfer-Syndrom* begünstigenden Erfahrungen sind solche, die folgende Grundproblematik anlegen:

„Die Grundproblematik des Menschen mit dem Helfer-Syndrom ist die an einem hohen, starren Ich-Ideal orientierte Fassade, deren Funktionieren von einem kritischen, bösartigen Über-Ich überwacht wird. Eigene Schwäche und Hilfsbedürftigkeit werden verleugnet; Gegenseitigkeit und Intimität in Beziehungen vermieden.“¹²⁹

So gesehen erhält der Erfolg des eigenen helfenden Tuns eine zutiefst persönliche Bedeutung für den oder die Helfende:n mit *Helfer:innen-Syndrom*. Sie dient der Aufrechterhaltung ihres oder seines Selbstwertes und erhält damit eine bedeutsame narzisstische Note. Umso schwerer wiegen heftige Misserfolge für diese Fachkräfte, da sie unmittelbar kränkend auf das frühkindlich angelegte Selbstwertempfinden der Helfer:innen zurückwirken.¹³⁰ Fachkräfte, die mit diesem Phänomen zu tun haben, sind entsprechend besonders gefährdet, ein Scheitern von Hilfen und ein zu Schaden Kommen eines Kindes zutiefst als persönliche Kränkung und Selbstentwertung zu erfahren. Durch frühkindliche Verankerung dieses Grundmusters kann diese Bedrohung einer existenziellen Gefahr gleichkommen. Aber auch Helfer:innen, die nicht so sehr der hier beschriebenen Grundproblematik des *Helfer-Syndroms* verfallen sind, haben gute Gründe, in schwere innere Konflikte zu geraten, wenn ihre Hilfebemühungen nicht ausreichend waren und sie einem Kind nicht ausreichend helfen konnten. Ohne an dieser Stelle auf alle Gründe eingehen zu können, ist davon auszugehen, dass es den wenigsten Menschen in helfenden Berufen egal ist, ob Kinder zu Schaden kommen, denen sie Unterstützung sein sollten. Der andere Hinweis aus dem Konzept ist der, dass Fachkräfte, die entsprechend strukturiert sind, ihrerseits Intimität und Beziehungen meiden. Dieser Aspekt erscheint ebenfalls als wesentlich, da soziale Arbeit im Kern Beziehungsarbeit bedeutet. Wenn sich eine Fachkraft darauf nicht ein-

129 Schmidbauer, 2015, S. 25

130 Schmidbauer, 2015, S. 90-107

lassen kann, um ihr Selbst zu schützen, wird dieser Teil zu einer besonderen Herausforderung werden und sich im Beziehungsgeschehen zeigen.

Bei den Eltern spiegelt sich diese Angst der Helfer:innen darin, nicht ausreichend Hilfe zu bekommen.¹³¹ Besonders, wenn sich diese Angst durch vorsichtiges Abtasten oder schüchterne Kontaktaufnahme seitens der Eltern zeigt, ließe sich vermuten, dass dies auf der Grundlage von risikoorientierten Fachkonzepten eher als Abwehrverhalten aufgrund eines fehlenden Hilfewunsches und fehlendem Kooperationswillen interpretiert wird.¹³² Möglicherweise steckt hier ein Kommunikations- und Interpretationsproblem, das es zu klären gelte, so eine Annahme der hier vorliegenden Arbeit. Denn begründete Hilfeskepsis auf Seiten der familiären Akteur:innen verführt zu der möglicherweise zu einseitigen Interpretation, dass fehlende Mitwirkung zu Beginn gleichzusetzen ist mit fehlendem Kooperationswillen, ohne tatsächlich die Gründe für den Widerstand zu untersuchen, geschweige denn aktiv an dessen Abbau oder Überwindung zu arbeiten.¹³³ Dass sich dahinter auch Angst vor zu wenig Hilfe verbergen kann, scheint bisher eher nicht in Konzepten und Diskursen berücksichtigt zu sein. Folgt man der Studie „Angst im Kinderschutz“, spricht vieles dafür, dass diese Angst der Eltern einer der hauptsächlichen Gründe für anfängliches skeptisches Verhalten ist.¹³⁴

Eng verbunden mit der Angst, keine Hilfe zu bekommen, ist die Angst davor, allein gelassen zu werden. Diese Angst kann der Studie zufolge Eltern und Fachkräfte gleichermaßen betreffen. Auf Seiten der Eltern bezieht sie sich auf sämtliche Bezugspersonen aus dem privaten wie dem professionellen Kontext.¹³⁵ Fachkräfte adressieren diese Angst nicht in Richtung der Eltern, sondern ausschließlich in Richtung der Kolleg:innen, Leitungskräfte oder organisationsexternen Kooperations-

131 Eggers, 2017, S. 11

132 Lüttringhaus & Streich, 2010, S. 123

133 Biesel & Wolff, 2014, S. 112

134 Eggers, 2017, S. 11

135 ebd.

partner:innen.¹³⁶ Die Angst, allein und hängen gelassen zu werden, wenn es drauf ankommt, ist eine Form von Verlassensängsten, die beide Seiten ereilen kann. Doch Eltern sind insofern darüber hinaus betroffen, als dass sie enorme Ängste ausstehen, ihre Kinder zu verlieren. Diese Angst der Eltern bildet einen wesentlichen Kern von Ängsten im Kinderschutz.¹³⁷

Der Verlust des Kindes ist immer ein tiefgreifendes, kaum zu ertragenes Gefühl für Eltern. Eine Trennung von nahen Familienmitgliedern bedeutet verlassen zu werden, allein gelassen und abgespalten. Horst Petri beschreibt in seinem Buch „Verlassen und verlassen werden“ eindrücklich, wie tiefgreifend der Mensch bereits mit der Geburt die Erfahrung der Trennung macht, um überhaupt auf die Welt zu kommen:

„Die Zerschneidung der Nabelschnur [...] beendet die Einheit mit der Mutter. Das Kind ist ab jetzt dazu verurteilt, ein Einzelwesen zu sein. Heute wissen wir, daß sein Wunsch nach Wiederherstellung der früheren Einheit, nach Rückkehr in den Mutterleib [...] und sein sich langsam entwickelnder Antrieb, sich als Individuum zu verwirklichen, einen Grundkonflikt darstellt, der für die Dauer des Lebens bestimmend bleibt.“¹³⁸

Trennung kann mit einem für den Menschen als soziales Wesen unerträglichen Gefühl der Einsamkeit und des Alleinseins einhergehen und wird umso größer, wenn sie familiale Bindungsgefüge betrifft. Ein weiteres, emotional schwergewichtiges Gefühl ist in der Studie „Angst im Kinderschutz“ bei Eltern und Fachkräften gefunden worden. Die Schuld.

Sowohl die Angst, zu wenig Hilfe zu bekommen, als auch zu wenig helfen zu können, ist eng verknüpft mit der Angst davor, durch eigene Handlungen, Einschätzungen und Entscheidungen Schuld auf sich zu laden, ein Kind nicht ausreichend geschützt und Schaden nicht von

136 Eggers, 2017, S. 12

137 Eggers, 2017, S. 11

138 Petri, 1991, S. 33

ihm abgewendet zu haben.¹³⁹ Das Gefühl der Schuld, insbesondere, wenn sie sich darauf bezieht, ein Kind nicht schützen zu können, ist ein massiv bedrückendes Gefühl, an dem ein Mensch zerbrechen kann und wird damit existenziell bedeutsam, wie in Kapitel 2.1. dargestellt ist. Dass die Angst davor, sich diese Schuld aufzuladen, bei Akteur:innen im Kinderschutz handlungsleitend sein kann, wird in der Studie sehr deutlich.¹⁴⁰ Die Frage nach der Schuld ist in westlichen Gesellschaften stark verankert.¹⁴¹ Sie kann zusätzlich dadurch existenziell bedrohlich sein, dass, wer Schuld auf sich lädt, Gefahr läuft, von der Gruppe ausgestoßen zu werden. Für Fachkräfte könnte dies die Gruppe der Kolleg:innen, die Berufsgruppe oder sogar die Gesellschaft betreffen, die sie ausschließen und möglicherweise öffentlich ächten könnten. Dies gilt vor allem, wenn es um das Leben eines Kindes geht, das einen hohen gesellschaftlichen Wert besitzt und dessen Schutz in die Verantwortung der Kinder- und Jugendhilfe gegeben ist. Auch wenn Fachkräfte nicht bedroht sind, ihre Familie oder ihre Kinder zu verlieren, ist die Bedrohung, den Beruf, das kollegiale Team, die Anstellung und damit das Lebenseinkommen und einen anerkannten Platz in der Gesellschaft zu verlieren ebenfalls existenziell.¹⁴² Erst recht, wenn man zu befürchten hat, strafrechtlich zur Verantwortung gezogen und am Ende des Prozesses der eigenen Freiheit beraubt zu werden. An dieser Stelle wird die Wirksamkeit der oben beschriebenen medialen Diskurse und Zuschreibungen besonders spürbar und begründet die im Einzelfall diffus empfundene Angst der Fachkraft mindestens mit, obwohl nur in den seltensten Fällen tatsächlich rechtliche Konsequenzen vollzogen wurden. Die Angst davor bleibt für Fachkräfte spürbar und handlungsleitend, wenn auch nicht vorrangig.¹⁴³ Doch auch unabhängig von strafrechtlicher Verfolgung will niemand die Schuld daran tragen, dass ein junges Menschenleben Schaden erleidet oder gar ein Ende nimmt. Die Angst vor der eigenen Schuld erscheint in dieser

139 Eggers, 2017, S. 11f.

140 Eggers, 2017, S. 11–15

141 Hubbertz, 1992, S. 16

142 Eggers, 2017, S. 12

143 ebd.

Studie eng verwoben mit Ängsten bezüglich des Alleingelassen oder Getrenntwerdens. Letztlich sind sich Eltern und Fachkräfte in diesem Punkt nahe: „Die Angst, am Ende allein dazustehen, bleibt jedoch scheinbar durchgängig präsent.“¹⁴⁴ Allerdings wissen sie über diese Nähe oft nichts, wie die Strategien zeigen, die angewendet werden, um mit Ängsten umzugehen.

Somit zeigt sich in der hier herangezogenen Studie, dass sowohl auf Seiten der Fachkräfte als auch auf Seiten der Eltern existenzbedrohende Ängste wirken. Auf Seiten der Eltern umso mehr, da die Situation gleichzeitig den Verlust des eigenen Kindes bedeuten kann, sei es durch Fremdunterbringung durch das Jugendamt oder durch Trennung der Eltern oder sogar durch Tod des Kindes. Die Angst, die eigenen Kinder zu verlieren, erscheint in der Studie „Angst im Kinderschutz“ als eine der hauptsächlichen Triebfedern sämtlicher Handlungsstrategien auf Seiten der Eltern.¹⁴⁵ Sie führt dazu, dass Informationen sehr bewusst mitgeteilt oder zurückgehalten und sehr genau die Verlässlichkeit der Helfer:innen und deren Motive geprüft werden.¹⁴⁶ Ohne ausreichendes Vertrauen gegenüber den Fachkräften kann die Angst nicht überwunden werden,¹⁴⁷ was in dieser Arbeit erneut aufgegriffen werden wird.

Die Formen, mit denen die Akteur:innen versuchen, auf ihre Ängste zu reagieren, können sich massiv auf die Beziehungsdynamik zwischen Familienmitgliedern und Fachkräften auswirken. Die Dynamik entsteht nicht durch die Ängste an sich, sondern durch die Strategien der Akteur:innen, die sich aus den Ängsten speisen.¹⁴⁸ Getrieben von den oben beschriebenen Ängsten kommen Vernebelungstaktiken der Eltern vor und sie wählen sehr genau aus, welche Informationsweitergabe wann an welche Stelle angezeigt ist, und testen ihr helfendes Gegenüber genau auf dessen Vertrauenswürdigkeit.¹⁴⁹ Das ist eine wichtige Perspektive für die Betrachtung des Kontaktes zwischen Fachkraft

144 ebd.

145 Eggers, 2017, S. 11

146 ebd.

147 ebd.

148 Eggers, 2017, S. 12ff.

149 Eggers, 2017, S. 11

und Eltern. Und offenbar ist das genau der Test, den die Fachkräfte insbesondere zu Beginn des Hilfeprozesses im Kontext von Kinderschutzsituationen zu bestehen haben.¹⁵⁰ Die im Vordergrund und gleichzeitig im Verborgenen treibende Frage der Eltern ist demnach die, ob die Fachkräfte das Kind *in* der Familie oder *vor* der Familie schützen wollen. Allerdings suchen sie die Überwindung ihrer Ängste sehr wohl in der helfenden Beziehung zu Fachkräften.¹⁵¹ Verängstigte und hilflose Eltern, die noch nicht den Kontakt zu ihrer Umwelt verloren haben, suchen sich Netzwerke sowohl privater als auch professioneller Natur.¹⁵² In den Beziehungen erhoffen sie sich, Halt und Hilfe gleichermaßen zu finden.¹⁵³ Wie genau dies funktionieren kann, konnte die Studie nicht aufzeigen. Allerdings hat sie ziemlich viel darüber herausgefunden, wie konkret Ängste genau auf diese Beziehungen einwirken könnten.

Wird der Studie weiter gefolgt, wird jedoch auch deutlich, wie sehr wirkmächtige Ängste im Kinderschutz eine Vertrauen schaffende Beziehungsgestaltung verkomplizieren. Denn die hauptsächliche Entdeckung liegt darin, dass auch die Fachkräfte von existenziell bedrohlichen Ängsten in Kinderschutzsituationen betroffen sein und Handlungsstrategien entwickeln können, die die Tragfähigkeit einer Beziehung bröckeln lassen.¹⁵⁴ Eine im Grunde recht bekannte Form, mit massiven eigenen Gefühlen umzugehen, ist die Rationalisierung und diese Form greift auch bei dem Gefühl der existenzbedrohenden Angst im Kinderschutz.¹⁵⁵ Die oben benannten gesellschaftlichen Antworten im Umgang mit risikohaften Situationen, als die die Kinderschutzsituationen heute gesehen werden, fallen auch bezüglich der empfundenen Angst auf offenbar sehr fruchtbaren Boden. Wenn Rationalisierung hilft, Ängste zu minimieren und handlungsfähig zu bleiben, kommen instrumentenbasierte Verfahren, die die Fachkraft sichern, gerade recht. Sie können dann möglicherweise eine fehlende Sicherheit suggerieren,

150 Eggers, 2017, S. 13

151 Eggers, 2017, S. 11

152 ebd.

153 ebd.

154 Eggers, 2017, S. 12f.

155 ebd.

die die Angst erträglich werden lässt. Möglicherweise haben sie auch aus Gründen wachsender und wenig wahrgenommener oder kanalisierter Angst eine so große Konjunktur. Jedoch sollen an dieser Stelle die Hinweise nicht vergessen werden, dass diese Instrumente der Rationalisierung ihrerseits Gefahren bergen, die sich auch im Kontext von Kinderschutzsituationen destruktiv auswirken können. So besteht beispielsweise die Gefahr, dadurch eine Distanz zu schaffen, die zu einem tiefen Graben zwischen den Fachkräften und den Eltern werden kann und die tragfähige Beziehung in Frage stellt.

Auch wird durch die Rationalisierung und Distanzierung dem angstbedingten Wunsch, wieder „Herr:in der Lage“ zu werden und sich der Handlungsfähigkeit wieder zu bemächtigen, direkt nachgekommen. Die Studie zeigt auf, dass auch bei Ängsten im Kinderschutz starke Ohnmachtsgefühle mit einer Unsicherheit einhergehen, die geradezu übermächtig wird, wo Situationen eben nicht berechnet und eingeschätzt werden können.¹⁵⁶ Sowohl Eltern als auch Fachkräfte können starke Ohnmachtsempfindungen entwickeln. Da Kinderschutzsituationen sehr häufig diffus und unübersichtlich sind, ist davon auszugehen, dass Macht und Ohnmacht als Achsen der Beziehung zwischen Eltern und Fachkraft immer eine enorme Rolle spielen. Dieses Moment zeigt sich in der Studie „Angst im Kinderschutz“ besonders stark dort, wo Fachkräfte aufgrund der empfundenen Ohnmacht teils heftige Gefühle wie Hass den Familien gegenüber entwickeln können, was an die von Ekman beschriebene Reaktion des Zorns erinnert.¹⁵⁷ Etwas abgeschwächt, aber kaum weniger problematisch können auch Zuschreibungen und vereinfachende Stilisierungen und Erklärungen für Verhalten oder Aussagen der familiären Akteure Folgen unbewältigter Angst und des Gefühls der Handlungsunfähigkeit sein.¹⁵⁸ An dieser Stelle sind reichliche Reaktionen erkennbar, die Theorien der Angstpsychologie sehr nahe kommen. Da, wo dieser Bewältigungsmechanismus greift, werden Erzählungen der Familie nicht als wesentlicher Baustein

156 Eggers, 2017, S. 11f.

157 Eggers, 2017, S. 12f.

158 ebd.

einer gemeinsamen Problemkonstruktion erkannt, sondern möglicherweise als boshafte Strategie, sich selbst aus der Affäre zu ziehen. Oder es werden vereinfachende Schubladen genutzt, die den Familienmitgliedern letztlich unreflektiert zugeschrieben werden.¹⁵⁹ Offenbar ist Angst auf Seiten der Fachkräfte dazu geeignet, kulturhistorisch schon lange verstandene Mechanismen der Anfeindung, der Machtübernahme und Kontrolle, des Angriffs und der Diffamierung direkt in den Kontext von Kinderschutzsituationen einwirken zu lassen. Möglicherweise versteckt sich dieser Aspekt in Sätzen wie „jetzt ist eine rote Linie überschritten und jetzt ist wirklich Schluss“ oder in anderen Drohungen. Nimmt man auch Aspekte der Lerntheorie aus der Angstpsychologie hinzu, wäre denkbar, dass das Schubladendenken als Schutzstrategie der Fachkräfte auch einen Lerneffekt mit sich bringt, der in die nächste ähnliche Situation im Kinderschutz übertragen wird¹⁶⁰. Wenn in diesem Sinne bei der Fachkraft ein Reiz wie beispielsweise ein suchtkranker Vater als Angstauslöser erlernt würde, könnte genau dieser Reiz dieselbe Angst bei einem ganz anderen suchtkranken Vater auslösen. Umso größer wäre das Potential einer Kette von Zuschreibungen, die in sich selbst eskalierend wirken kann.

Dadurch, dass Fachkräfte eher Strategien suchen, die dem Prinzip der Rationalität oder der Abwehr durch eben beschriebene Mechanismen folgen, suchen sie eher die Distanz zu dem, was Angst macht – auch wenn es die Familie betrifft, der sie zur Seite stehen sollen.¹⁶¹ Dies scheint eine Form der Flucht zu sein. Sie brauchen die Distanz und die Ratio, um nicht von ihren treibenden Ängsten bemächtigt zu werden und einen kühlen Kopf zu bewahren. Im Zusammenhang mit Kinderschutzsituationen scheinen Ängste auf Seiten der Fachkräfte demnach eine spaltende Funktion zu haben, die Fachkräfte und Eltern voneinander trennt, anstatt aus ihnen eine solidarische Gruppe zu formen. Wenn dadurch die Beziehung zu den Eltern in Frage gestellt wird, während diese dringend auf einen solidarischen Halt angewiesen sind,

159 Eggers, 2017, S. 12

160 Siehe Unterkapitel 2.1., S. 13

161 Eggers, 2017, S. 12f.

um ihre eigenen Ängste im Griff zu behalten, wird es schwer, zu kooperieren.¹⁶² Wie soll ein Elternteil zu jemandem in eine vertrauensvolle Beziehung finden, der auf der Flucht ist und deutlich suggeriert, dass die Familie für ihn nichts weiter als ein Fall von vielen ist? Oder wie soll man über Sorgen und Nöte sprechen, gar über Ängste, wenn das Gegenüber stets mit Fremdunterbringung des Kindes droht? Andersherum könnten sich Fachkräfte fragen, wie sie solidarisch sein sollen mit einem Elternteil, der sie belügt und nicht bereit ist, die Karten auf den Tisch zu legen? Wird es im Fall des Falles anerkannt werden, dass versucht wurde, Vertrauen aufzubauen, während sich die Situation möglicherweise verschlimmerte?

Die Studie liefert erste Hinweise darauf, wie der Test, den Eltern den Fachkräften stellen, bestanden werden kann, was also Fachkräfte tun können, um als vertrauenswürdig und potenziell hilfreich eingeschätzt zu werden. Es geht um solidarische und tragfähige Beziehungsgestaltung. Eine Hilfebeziehung, in der die Fachkräfte „Respekt zeigen vor den Motiven und Lösungsversuchen der Familienmitglieder, vor ihren Gefühlen und Ängsten.“¹⁶³ Eine tragfähige Beziehung, die so oft schon als Kernelement gelingender Hilfen identifiziert wurde.¹⁶⁴ Die Studie zeigt, dass jede Partei versucht, für sich Strategien zu finden, sie aber sehr wenig dazu in den Austausch geht. Eltern suchen zuerst Netzwerke im Freundeskreis, aber auch bei Fachleuten, wenn sie ihnen vertrauen können.¹⁶⁵ Sie wünschen sich oft, von Fachkräften Hilfe zu bekommen, auch wenn sie das nicht geradeheraus äußern, sondern sich vorsichtig nähern. Fachkräfte bleiben womöglich lieber unter sich. Sie suchen eher Räume, in denen sie geschützt reflektieren können. Oder es werden verbündete Helfer:innen anderer Systeme gesucht, wie Psycholog:innen oder Familienrichter:innen, die helfen sollen, im Fall voranzukommen und Handlungsfähigkeit wiederzuerlangen.¹⁶⁶ Dabei können die Fachkräfte auch bedrohlich oder sogar geradezu feindse-

162 Eggers, 2017, S. 13

163 Eggers, 2017, S. 11

164 Siehe Unterkapitel 2.4.

165 Eggers, 2017, S. 11

166 Eggers, 2017, S. 12

lig werden, je hilfloser und ohnmächtiger sie werden.¹⁶⁷ Insbesondere wenn dies geschieht, wird das Bündnis mit den Eltern schwerwiegend in Frage gestellt, wenn nicht sogar unmöglich gemacht. Die Studie macht die Gefahr sehr deutlich, dass sich handlungsleitende Ängste destruktiv im Hilfeverlauf durchsetzen, wenn sie nicht erkannt und reflektiert werden:

„Diese Dynamik verleitet zu der These, dass sich unreflektierte Ängste ziemlich ungebremst destruktiv auf die professionelle Beziehungsgestaltung auswirken können. Denn eine Rationalisierung, die nicht gleichzeitig beziehungserhaltend, sondern einseitig distanzierend wirkt, stellt das Arbeitsbündnis zwischen Fachkraft und Familie in Frage.“¹⁶⁸

Es erscheint nicht hilfreich, vorhandene Ängste nicht zu thematisieren. Denn es heißt weiter:

„Wenn beide Seiten eher dazu neigen, die eigene Angst zu vertuschen und nicht sichtbar werden zu lassen, werden abgrenzende Mechanismen in den Vordergrund gerückt bzw. entsteht eine Dynamik zwischen der Suche nach Beziehung und der Suche nach Distanz.“¹⁶⁹

Die familiären und fachlichen Akteur:innen im Kinderschutz scheinen sich nicht sicher aufeinander zu verlassen, wenn sie Angst haben. Dieser Aspekt wird an späterer Stelle noch einmal aufgegriffen, wo die Bedeutung der gelingenden Beziehung für gelingenden Kinderschutz beleuchtet wird (Unterkapitel 2.4.).

Die Ergebnisdokumentation der Studie „Angst im Kinderschutz“ endet mit Ideen zu einem möglicherweise konstruktiveren Umgang mit Ängsten im Kinderschutz. Folgende wurden unter stärkerer Beteiligung der Fachkräfte als der teilnehmenden Mütter¹⁷⁰ entwickelt:

167 Eggers, 2017, S. 12f.

168 Eggers, 2017, S. 13

169 ebd.

170 Eggers, 2017, S. 7

2.3. Ergebnisse der Studie „Angst im Kinderschutz“

- „Ängste reflexiv bei sich und empathisch beim Gegenüber wahrnehmen.
- Anerkennen, dass Ängste handlungsleitend sind. Das sind sie auch, wenn sie nicht offen kommuniziert, sondern hinter etwas versteckt werden. Ängste sind treibende Kräfte.
- Anerkennen, dass Familienmitglieder und Fachkräfte mit existenziell bedrohlichen Ängsten zu tun haben können. Manche davon sind das gesamte Fallgeschehen über präsent. So beispielsweise die Angst der Eltern, von ihrem Kind getrennt zu werden.
- Angst im Kinderschutz ist ein beziehungs-dynamisches Thema, das als solches ernst genommen werden sollte. Unreflektiert können Ängste der Fachkräfte zur Manifestierung von Machtverhältnissen führen und sich destruktiv auf den Fallverlauf und den Kinderschutz auswirken.
- Daher brauchen Ängste der Fachkräfte einen vertrauensvollen Raum zur Reflexion und Bewusstwerdung.
- Es braucht zudem die Kompetenz, eigene Ängste reflexiv zu rationalisieren, ohne dabei die Beziehung und den vertrauensvollen Kontakt zu einzelnen Familienmitgliedern zu gefährden.
- Es sollten Konzepte entwickelt werden, wie diese Kompetenz erlangt und wie der Kontakt trotz eigener Ängste tragend gestaltet werden kann.
- Gleichzeitig sollten die zu entwickelnden Konzepte die öffentlichkeitspolitische genauso wie die organisationsstrukturelle Dimension berücksichtigen.“¹⁷¹

Die Studie „Angst im Kinderschutz“ liefert erste Hinweise darauf, wie wirkmächtig Ängste im Kinderschutz sein können, wenn sie nicht wahrgenommen und hilfreich gewendet oder gar überwunden werden können. Sämtliche Mechanismen aus psychologischer, soziologischer und kulturwissenschaftlicher Theorie sowie aus Fachdiskursen zu Themen des Risikomanagements und der Angst spiegeln sich im Kontext von Kinderschutzsituationen wider. Sie wirken dort, wo sie wirken,

171 Eggers, 2017, S. 14f.

unmittelbar und wohl überwiegend destruktiv auf gelingende Kooperationsbeziehungen und damit auf gelingenden Kinderschutz ein. Oft werden sie kaum in ihrer Wirkmacht wahrgenommen, da die Rationalisierungsstrategien wirken, bevor eine Bewusstwerdung stattgefunden hat. Vielleicht ist es an der Zeit, die Wirkmacht von mehrseitigen Ängsten gemeinsam zu entdecken.

Wie wichtig ein gelingender Kontakt und die Entwicklung einer tragfähigen Beziehung für das Gelingen von Hilfen und Schutz ist, zeigt eine nahezu unerschöpfliche Bandbreite an Studien und Theorien zu sozialer Arbeit an sich und auch speziell zum Kinderschutz. Der folgende Abschnitt wird daraus für diese Arbeit bedeutsame Aspekte herausstellen.

2.4. Beziehung und Dialog als Gelingensfaktoren im Kinderschutz

Soziale Arbeit lebt von Beginn an damit, immer wieder neu klären zu müssen, was genau sie eigentlich ist und was sie ausmacht, weil ihr normativer Kern¹⁷² unspezifisch und beweglich bleibt. Immer wieder ringt sie um normative und auch ganz praktische Fragen zum Verhältnis zwischen Fachkräften und den *anderen beteiligten Akteur:innen*. Sie sucht nach Bezeichnungen für die Menschen, denen sie sich widmet und sie sucht nach Haltungen, mit denen sie ihnen begegnen will. Wesentliche Fragen dabei sind die der Hierarchie und der Autonomie. Wie kann trotz der machtvollen gesellschaftlichen Rückbindung der Fachkräfte eine möglichst die Autonomie fördernde, achtsame Beziehung hergestellt und gehalten sowie begrifflich ausgedrückt werden?¹⁷³ Eines scheint dabei unumstößlich: Soziale Arbeit funktioniert nur als Prozess der Koproduktion mindestens zweier interagierender Akteur:innen. Die Struktur dieses sensiblen Prozesses hat sich in den vergangenen Jahren der Sozialen Arbeit von der Subjekt-Objekt-Struktur hin zu einer Struktur verändert, die von der Interaktion mindestens zweier

172 Müller, 2012, S. 15

173 Müller, 2012, S. 15f.

Subjekte ausgeht.¹⁷⁴ Diese Verschiebung hin zum Subjektstatus auch der Familienmitglieder ist zwar noch wenig in Bezug auf Kinder in die Konstruktionen sozialer Arbeit eingedrungen, bei Erwachsenen ist sie jedoch in modernen Konzepten etabliert. Der Subjektstatus ermöglicht und fordert, dass die persönlichen Anteile und Sichtweisen der Familienmitglieder zur durchgängigen Bezugsgröße individueller Hilfeprozesse werden, auch wenn sie hinterfragbar bleiben. Dadurch wird ein Aushandlungsprozess initiiert, bei dem die Fachkräfte zwar durch ihre institutionelle Rückbindung gesellschaftliche Normen verkörpern,¹⁷⁵ die Bandbreite dessen, was an individueller Lebensführung möglich ist, jedoch deutlich größer geworden ist. Damit werden einerseits die Beziehung und andererseits die Aushandlung von Sichtweisen, Zielen und Gestaltungsformen zu wesentlichen Kategorien gelingender Hilfen in demokratischen Gesellschaften. Im Folgenden soll zunächst dem Aspekt der Beziehungsgestaltung Raum gegeben werden und anschließend der Aushandlung.

Bude beschreibt, dass die heute stets drohende Kündbarkeit jeder Form von Beziehungen die Sehnsucht nach stabilen und untrennbaren Beziehungen noch verstärkt. Dadurch, dass jede privat oder institutionell geknüpfte Verbindung unter dem „Trennungsvorbehalt“¹⁷⁶ steht, birgt jede Beziehung die Gefahr, am Ende allein gelassen zu werden. Das Bewusstsein darüber, dass die oder der Andere jederzeit von ihrer oder seiner Freiheit Gebrauch machen kann, Nein zu sagen und sich abzuwenden, steigert die Sehnsucht nach einer Beziehung, die sich zu sich selbst bekennt.¹⁷⁷ Wenn sich dieser Mechanismus immer weiter durch alle gesellschaftlichen Milieus zieht, wird die Erfahrung einer verbindlichen Beziehung möglicherweise seltener und gleichzeitig umso wertvoller und vielleicht sogar wirkungsvoller. Die kooperative und solidarische Beziehung zwischen Fachkraft und Familienmitglied erhält somit in heutiger Zeit umso mehr Gewicht, als dass sie, wenn auch

174 Arnold, 2009, S. 112

175 Arnold, 2009, S. 144

176 Bude, 2014, S. 29

177 Bude, 2014, S. 30f.

nur auf Zeit geknüpft, eine wichtige Erfahrung der Achtsamkeit, der Anerkennung und des Halts bieten kann, die auf große Sehnsüchte der Akteur:innen stößt.

Soziale Arbeit als helfendes Genre kann überhaupt nur dort stattfinden, wo mindesten zwei Menschen miteinander interagieren. Dass hierbei die Beziehung dieser Menschen von großer Bedeutung ist, ist einerseits ein immer wieder bestätigtes Wissen sozialer Arbeit und andererseits wird dieses Wissen aktuell mit dem Ruf nach rationalen und sichernden Verfahrensstandards im Kinderschutz sehr stark in Frage gestellt. Offenbar ist es nicht selbstverständlich und abschließend geklärt, wie genau eine positiv wirkende Beziehung aussieht, wie sie geknüpft, gehalten, fruchtbar gemacht und wieder beendet werden kann. Auch wird noch diskutiert, inwieweit tragfähige Beziehungen in standardisierten Verfahren hergestellt werden können. Wie oben beschrieben zielen die aktuell verbreitet genutzten Verfahren eher auf das Managen von Gefährdungsrisiken ab als auf den Aufbau von professionellen Beziehungen der Fachkräfte zu den Familienmitgliedern.¹⁷⁸

Während die Soziale Arbeit sich weder in der Praxis noch in der Theorie klar darüber zu sein scheint, wie Handlungssicherheit, Risikomanagement und Beziehungsgestaltung zusammengehen können, entwickelt sich das noch etwas konturlose Modell des *biopsychosozialen Wohlbefindens*.¹⁷⁹ In Ansätzen ist der Gedanke seit der Antike immer wieder verfolgt worden, medizinisch-biologische Sichtweisen mit psychologischen oder auch sozialen zusammenzubringen. Allerdings ist dabei noch keine belastbare ganzheitliche Theorie zustande gekommen, die für die Felder des Gesundheitswesens und der sozialen Arbeit gleichermaßen genutzt werden könnte.¹⁸⁰ Die Anforderungen an moderne Lebensgestaltung sind deutlich komplexer geworden, sodass medizinische und sozialpädagogische Unterstützungssysteme folgerichtig Konzepte voranbringen sollten, die dieser Komplexität Rechnung tragen. Silke Birgitta Gahleitner greift diesen Gedanken auf und führt

178 Gedik, 2015, S. 255

179 Gahleitner, 2017, S. 27f.

180 Gahleitner, 2017, S. 28f.

2.4. Beziehung und Dialog als Gelingensfaktoren im Kinderschutz

spezifische Wissensbestände sowie Theorien beteiligter Disziplinen zu Konstruktionen der Bindung, der Beziehung und der Einbettung in tragfähige Netzwerke zusammen. Wenn auch teilweise unterschiedlich akzentuiert sind viele Erkenntnisse sowohl für das Gesundheitswesen als auch die soziale Arbeit anschlussfähig. Insbesondere kann Gahleitner herausstellen, dass die Beziehungsgestaltung in psychosozialen Arbeitsfeldern aus sämtlichen beteiligten Disziplinen untersucht und von ihnen als zentrales Element genutzt wird:

„Als allgemeiner Kern in allen Konzepten erscheint jedoch das Erleben aufrichtiger – persönlich geprägter – menschlicher Begegnung als Alternativerfahrung zur bisherigen Beziehungsverunsicherung. Auf Basis dieser Alternativerfahrung kann eine (neue) dialogische Konstruktion von Wirklichkeit stattfinden, in der es um eine reflexive Auseinandersetzung zunächst mit sich selbst, in der Folge jedoch auch der Umwelt geht.“¹⁸¹

Unter anderem belegt mit drei Sekundäranalysen sehr unterschiedlicher Projekte¹⁸² zeigt Gahleitner auf, dass sich die Qualität der Beziehungsdyade zwischen Familienmitglied und Fachkraft an folgenden Kriterien misst:

„Soziale Unterstützung durch persönliche Beziehungen *ist nicht nur Bindung, ist nicht nur Beziehung, es ist ein Netzwerk, aber dieses Netzwerk beinhaltet, persönlich geprägte professionelle und zugleich emotionale Beziehungen*‘, also tragfähige, positive, vertrauenserrückende Beziehungen, *meist alternativ zu früheren Erfahrungen*.“¹⁸³

Dass die Beziehung persönlich und emotional geprägt sein sollte, um positive Wirkung zu entfalten, ist für Fachkräfte in beängstigenden Kinderschutzsituationen eine große Herausforderung. Zudem widerspricht diese Position denen, die von einer notwendigen Distanz ausgehen,

181 Gahleitner, 2017, S. 140

182 Eins aus der stationären Kinder- und Jugendhilfe, eins aus der psychosozialen Onkologie und eins, das Frauen aus Gewaltverhältnissen Zuflucht bietet (Gahleitner, 2017, S. 158–227).

183 Gahleitner, 2017, S. 232

um eine professionelle Haltung und Sichtweise erhalten zu können.¹⁸⁴ Jana Marek und Johannes Schopp können möglicherweise helfen, eine wesentliche Differenzierung zu schaffen:

„Sich mit dem ganzen Wesen einzubringen rührt an den Grundfesten eines auf professioneller Abstinenz basierenden Selbstverständnisses helfender, heilender oder lehrender Berufe. Die Begriffe ‚persönlich‘ und ‚privat‘ werden synonym verwendet, und das führt häufig zu Missverständnissen.“¹⁸⁵

Denn eine persönliche, im Sinne von über die professionelle Form hinausragende Beziehung ist durchaus möglich, auch ohne, dass die Fachkraft sich mit ihrem Privatleben engagiert¹⁸⁶. Zugegebenermaßen ist dies ein schmaler Grat und nicht einfach zu beschreiten, ohne zu fallen, und doch scheint genau hier eine große Kraft zu liegen, erfolgreiche Hilfeprozesse zu gestalten. Es bleibt weiter herausfordernd, all diese Facetten einer fachlich begründeten Beziehung genau zu balancieren und immer wieder neu auszutarieren. Wie das in Kapitel 2.3. vorgestellte Forschungsprojekt deutlich zeigt, ist die Infragestellung dieser Beziehung durch Rationalisierung und Distanzierung auch eine Schutzstrategie, die eine bewusste konzeptionelle Antwort braucht. Gleichzeitig scheinen im Kontakt große Chancen zu liegen, derartige Situationen hilfreich wenden zu können, wenn die tragfähige Beziehung trotz bestehender Ängste gelingt. Vielleicht kann dies genau dadurch geschehen, dass die Fachkraft mit eigenen Ängsten sehr persönlich und emotional und nicht so sehr in ihrer Rolle betroffen ist. Ob es möglich ist und wie es sich auf die Beziehung auswirken würde, wenn die persönlichen Ängsten der Fachkraft eingebracht würden, konnte in der Studie „Angst im Kinderschutz“ nicht abschließend geklärt werden. Auch bleibt fraglich, ob verstörende Ängste der Eltern, das eigene Kind zu verlieren oder nicht genügend Hilfe zu bekommen, durch eine Beziehung, wie sie hier beschrieben wird, überwunden werden können.

184 Arnold, 2009, S. 115

185 Marek & Schopp, 2015, S. 97

186 Stork, 2015, S. III

Angedeutet wird dies jedoch und als These durch die Ergebnisse Gahleitners gestärkt.

Fachkräfte werden jedoch insbesondere durch den mit ihrer Rolle verknüpften gesellschaftlichen Auftrag von Familienmitgliedern als sehr mächtig erlebt.¹⁸⁷ Wie stark dieses Erleben und das gleichzeitige Empfinden der eigenen Ohnmacht ein angstauslösendes Moment ist, zeigt die in Kapitel 2.3. vorgestellte Studie „Angst im Kinderschutz“. Das Gefühl der Eltern, dass die Fachkräfte über die Macht verfügen, über den Verbleib ihres Kindes zu entscheiden und sie selbst gegenüber dieser als endgültig empfundenen Entscheidung machtlos sind, bleibt als durchgängiges stark verängstigendes Element der Beziehung erhalten.¹⁸⁸ Gleichzeitig können die Abwehrbestrebungen der Familien sehr machtvoll wirksam werden und den Kontakt verhindern.¹⁸⁹ Das Wechselspiel von Macht- und Ohnmachtsanteilen in professionellen Beziehungen psychosozialer Arbeitsfelder ist keine neue Entdeckung, sodass diverse Untersuchungen und Theorien dazu entwickelt worden sind. Gahleitner bezieht Erkenntnisse der Bindungstheorie mit ein und stellt heraus

„Wenn Hilfe und das in der Hilfebeziehung unvermeidliche Machtgefälle aufgrund früherer Erfahrungen nahezu ausschließlich als bedrohlich erlebt wird, ist also zunächst auf einer verstehenden Basis an dieser Konstellation zu arbeiten, bevor es um gemeinsame Zielsetzungen gehen kann [...], auch und besonders in der psychosozialen Arbeit, in der das Spannungsverhältnis zwischen Hilfe und Kontrolle stets präsent ist.“¹⁹⁰

Die Größe dieser Herausforderung differenziert sich unter anderem an den Bindungserfahrungen der Familienmitglieder aus, die aufgrund ihrer Bindungsstruktur sehr unterschiedlich in den Kontakt gehen bzw. ihn meiden.¹⁹¹ Die Kontaktaufnahme an sich kann bereits ein Stressfak-

187 Arnold, 2009, S. 114

188 Eggers, 2017, S. 11

189 Bode, 2014, S. 22

190 Gahleitner, 2017, S. 254 vgl. auch Wagenblass, 2004, S. 8

191 Gahleitner, 2017, S. 253f.

tor für die Eltern sein.¹⁹² Er kann durch eigene Bindungserfahrungen, aber auch erlebte Marginalisierung und Ausschlusserfahrungen beeinflusst sein, sodass zu Beginn des Prozesses unterschiedlichste zunächst für die Fachkräfte unbekannte Hürden und Widerstände zu überwinden sind. Die erste Aufgabe bleibt demnach die, gut in den Kontakt zu kommen und Vertrauen aufzubauen.

Susan Arnold nähert sich der Dimension Vertrauen in professionellen Beziehungen sozialer Arbeit, indem sie ihn differenziert und als Konstrukt betrachtet, das unterschiedlich verstanden werden kann und der Klärung bedarf. An bestehende Konzepte anknüpfend arbeitet Arnold heraus, dass Vertrauen in der sozialen Arbeit einerseits verstanden wird als ein generalisiertes Vertrauen gegenüber Vertreter:innen einer Profession und einer Institution und andererseits einem spezifischen Vertrauen gegenüber Personen.¹⁹³

„Das generalisierte Vertrauen richtet sich direkt an die Institution und ihr Expertensystem und ermöglicht den Zugang durch die Adressaten. [...] Spezifisches Vertrauen entwickelt sich hingegen in der persönlichen Begegnung und Erfahrung mit den einzelnen Vertretern der Institution.“¹⁹⁴

Damit einher gehen Hilfeerwartungen, die zunächst sehr unklar sein können.¹⁹⁵ Ambivalent verbunden sind diese mit dem Wunsch nach Selbstbestimmung und Autonomie sowie einem Misstrauen gegenüber einer zu starken Nutzung von Macht durch Vertreter:innen der Staatsmacht.¹⁹⁶ Daher bleibt es letztlich von der individuellen Interaktion abhängig, ob spezifisches Vertrauen der Fachkraft gegenüber entstehen kann oder nicht und es ergibt sich nicht automatisch als Folge eines generalisierten Vertrauens.¹⁹⁷ Die o.g. Studie „Angst im Kinderschutz“ bestätigt diese Theorie eindeutig in beiden Ausprägungen, indem sie

192 Arnold, 2009, S. 114

193 Arnold, 2009, S. 142f.

194 Arnold, 2009, S. 370

195 Arnold, 2009, S. 111

196 Arnold, 2009, S. 104ff.

197 Arnold, 2009, S. 142f.

2.4. Beziehung und Dialog als Gelingensfaktoren im Kinderschutz

zeigt, dass Eltern Angst haben, zu wenig Hilfe zu bekommen und gleichzeitig Angst davor, dass Interventionen vorgenommen werden, die ihnen zu weit gehen und die sie nicht mehr steuern können.¹⁹⁸ Hier zeigt sich einerseits die Hilfeerwartung gegenüber den professionellen Fachkräften und andererseits die Angst vor Machtmissbrauch. Durch die für generalisiertes Vertrauen relevante Anbindung der Fachkraft an eine Institution ist erklärbar, warum Mitarbeiter:innen freigemeinnütziger Träger einen leichteren Zugang zum Vertrauen von Familienmitgliedern finden können als Angestellte des Jugendamtes, zumindest wenn es ihnen gelingt, nicht als „verlängerter Arm“ des Jugendamts verstanden zu werden.¹⁹⁹ Gleichzeitig bedeutet dieser Zusammenhang, dass Mitarbeitende von Jugendämtern eine größere Hürde überwinden müssen, um ein generalisiertes Misstrauen ihrem Träger gegenüber mittels spezifischer Vertrauensbildung zu überwinden. Dadurch, dass Jugendamtsmitarbeitende jedoch immer mit ihrer Institution verbunden bleiben, ist die Frage, ob sie überhaupt durch individuelle persönliche Handlungen in der Lage sind, ein Vertrauen zu ermöglichen, das dem Misstrauen gegenüber überwiegt.

Eine effektive Form, um den Kontakt trotz widriger Vorzeichen zu gestalten, ist die dialogische Auseinandersetzung auf der Grundlage des Verstehens und der persönlichen Begegnung. Bevor auf seine besondere Kompetenz im Umgang mit Situationen im Kinderschutz eingegangen wird, soll der Dialog mit seinen Kernkompetenzen charakterisiert werden.

Martina, Johannes und Tobias Hartkemeyer haben den Dialog und seine kraftvolle Wirkung untersucht. Sie schreiben über ihn in Abgrenzung zum Diskurs:

„In einer Situation, in der es aber gar nicht um Gewinnen oder Verlieren geht, sondern in der ein besseres Verstehen des Konfliktes notwendig ist, sind grundlegend andere, dialogische Qualitäten gefragt: Dem gegenüber zuhören, um ein wirkliches, tieferes Verständ-

198 Eggers, 2017, S. 11

199 Arnold, 2009, S. 143

nis zu ermöglichen, und auch in mich selbst hineinhorchen, mir über meine eigenen Gefühle, Bedürfnisse und Denkschablonen klar werden. Also meinen Blick zu weiten, anstatt in zielorientiert zu verengen.“²⁰⁰

Um den Blick zu weiten für Dinge, die man vorher noch nicht gesehen hat, um wahrzunehmen, wie es mir und der oder dem anderen geht, braucht es bestimmte Haltungen, die die Autor:innen als Kernfähigkeiten²⁰¹ bezeichnen und die im Folgenden verkürzt vorgestellt werden.

Die erste Kernfähigkeit ist eine lernende Haltung, mit der man sich selbst zur oder zum Unwissenden erklärt, die oder der vom Gegenüber noch viel lernen kann.²⁰² Die zweite liegt darin, radikalen Respekt zu zeigen, dass die oder den andere:n in ihrem oder seinen „Sosein“²⁰³ respektiert. Als drittes kommt es darauf an, von Herzen zu sprechen. Das bedeutet, davon zu sprechen, was einer oder einem wirklich etwas bedeutet und nicht nur rational im Kopf verankert ist.²⁰⁴ Die vierte Fähigkeit bedeutet, generativ zuzuhören, also empathisch und aktiv.²⁰⁵ Die fünfte Kompetenz wird so betitelt: „Annahmen und Bewertungen ‚suspendieren, in der Schwebelage halten.“²⁰⁶ Die Kunst dabei ist es, nicht wie so oft innerlich oder sogar verbal Bewertungen dessen vorzunehmen, was man gehört hat, sondern es einfach als gültig und existent anzusehen. Auf diese Weise können auch gegensätzliche oder widersprüchliche Sichtweisen nebeneinander stehen bleiben, ohne, dass sich eine durchsetzen muss. Die sechste Kernfähigkeit besteht darin, die oder den Gesprächsteilnehmer:in durch aufrichtige, neugierige und achtsame Fragen zu erkunden.²⁰⁷ Eine persönliche Sichtweise, die mitgeteilt werden will, sollte laut Kernfähigkeit Nummer sieben in Form

200 Hartkemeyer et al., 2016, S. 23

201 Hartkemeyer et al., 2016, S. 148f.

202 Hartkemeyer et al., 2016, S. 148

203 ebd.

204 ebd.

205 ebd.

206 ebd.

207 Hartkemeyer et al., 2016, S. 149

2.4. Beziehung und Dialog als Gelingensfaktoren im Kinderschutz

des produktiven Plädierens²⁰⁸ vorgetragen werden. Dies erfordert eine Transparenz über eigene Beweggründe und Überlegungen dazu sowie Unsicherheiten, um anderen die Chance zu geben, zu verstehen.²⁰⁹ Die achte Haltung ist eine der Offenheit, die nicht nur die eigenen Beweggründe offen macht, sondern sich selbst auch offen werden lässt für die von anderen.²¹⁰ Kernkompetenz neun sagt etwas über den Zeitraum der Begegnung aus. Es soll eine Verlangsamung zugelassen werden, die innere Prozesse nachwirken lassen kann.²¹¹ Schließlich soll es in der zehnten Fähigkeit darum gehen, die oder den Beobachter:in zu beobachten, und zwar zunächst gemeint als die inneren Instanzen unserer gewohnten Blickwinkel und Sichtweisen. Dazu gehört auch, sich bewusst zu machen, welche Unterstellungen oder Erfahrungswerte unsererseits in dem Moment angesprochen werden und uns innerlich reagieren lassen.²¹²

Betrachtet man diese zehn Fähigkeiten, auf die sich der Dialog im Unterschied zu anderen Formen der Kommunikation stützt, erkennt man seine besondere Qualität. So wird verständlich, warum ihm eine Menge zugetraut wird und er sich auch schon oft als hilfreich erwiesen hat, wo andere scheiterten.²¹³ Der Dialog hat seine Wurzeln tief in unterschiedlichsten Kulturen, Philosophien und Geschichten vergraben und reicht bis zum Höhlengleichnis Platons.²¹⁴ Er versucht zwei Dinge gleichzeitig zu überwinden, nämlich das fragmentierte Denken und die Unmündigkeit. In der Fragmentierung des Denkens sehen Unterstützer:innen des Dialogs auch eine Grenzziehung zwischen den Menschen, die sogar im Krieg gegeneinander ausarten kann:

„Zersplittert und fragmentiert in Nationen, Truppeneinheiten, Hierarchieebenen, Funktionsträger werden Menschen zu Figuren

208 ebd.

209 ebd.

210 ebd.

211 ebd.

212 ebd.

213 Hartkemeyer et al., 2016, S. 35–38

214 Hartkemeyer et al., 2016, S. 33f.

und Funktionen in einer von Macht und Ohnmacht getragenen Selbstzerstörungsmaschinerie degradiert.“²¹⁵

Auch in der sozialen Arbeit sind die Wahrnehmungs- und Denkstrukturen oft in Funktionen und Rollen zersplittert. Dies hilft uns bei der Orientierung, birgt jedoch die Gefahr, den Menschen hinter die Rolle nicht sehen zu können. Platons Höhlengleichnis öffnet das Tor zu einem dahin, dass unsere Wahrnehmung stets Konstruktionen darstellen und zeigt zum anderen, dass jeder Mensch sich nur selbst von den Ketten seiner ihn fesselnden Perspektive befreien kann, was für die Autor:innen eine wesentliche Chance des Dialogs darstellt.²¹⁶ Er strebt demnach die Verbindung mündige Menschen an, die sich einander tatsächlich begegnen.

Von verschiedenen Autor:innen wird der Dialog und die darin verankerte Grundhaltung als in der Lage angesehen, sich als Personen auf eine Art zu begegnen, die Respekt, Anerkennung, Verstehen und Aushandlung auf Augenhöhe wie keine andere Kommunikationsform ermöglicht.

„Die dialogische Haltung bedeutet, auch und gerade im beruflichen Kontext, bereit zu sein, sich selbst mit seinem Menschsein in die Begegnung mit dem jeweiligen Gegenüber einzubringen. Selbst Teil der Partnerschaft mit den Eltern, KlientInnen, Gästen, Kunden, PatientInnen – wie immer wir die ‚anderen‘ auch nennen, mit denen wir arbeiten – zu sein [...] Mit diesem Bewusstsein werde ich wahrscheinlich achtsamer und rücksichtsvoller (re)agieren.“²¹⁷

Insofern ist die dialogische Haltung sehr nah an dem Gütekriterium, persönliche Beziehungen einzugehen. Dialogische Konzepte bieten darüber hinaus methodische Ansätze,²¹⁸ diese Form der Begegnung praktisch umzusetzen, auf die hier nicht weiter eingegangen werden kann, um den Rahmen der Arbeit nicht zu überschreiten. Bereits

215 Hartkemeyer et al., 2016, S. 19

216 Hartkemeyer et al., 2016, S. 34

217 Marek & Schopp, 2015, S. 95

218 Hartkemeyer et al., 2016, S. 93–99

2.4. Beziehung und Dialog als Gelingensfaktoren im Kinderschutz

durch die ihm innewohnende Grundhaltung der Achtsamkeit ist der Dialog besonders geeignet, sich auch in konflikthaften Situationen so zu begegnen, dass Zuspitzungen aufgelöst und positiv gewendet werden können. Christine Maihorn und Elke Nowotny beschreiben diese Achtsamkeit als „Feinfühligkeit“²¹⁹ und meinen damit eine Feinfühligkeit, wie sie Eltern ihren Kindern gegenüber leben sollten. *Feinfühligkeit* bedeutet im Kontext der Eltern-Kind-Interaktion, die Signale der Kinder wahrzunehmen, sie zu verstehen und zügig zu beantworten. Die Autor:innen schlagen vor, sich in beraterischen Settings auch im Kontext von Kinderschutz im Beziehungsverhältnis von Berater:in zu Eltern daran zu orientieren.²²⁰

Kinderschutzsituationen sind sehr konfliktreiche Situationen, nicht nur, weil sich oft multiple Konflikte innerhalb der Familie zuspitzen, sondern auch weil zwischen der Familie und den Fachkräften diverse Konfliktfelder liegen, in denen sich bewegt wird. Der fachpolitische und gesellschaftliche Kontext steuert ebenfalls Konflikte bei, wie bereits beschrieben.²²¹ In diesen Situationen ist es besonders schwer, den Dialog zu halten und nicht abzubrechen zugunsten persönlicher, vielleicht übertragender Impulse auf beiden Seiten:

„Familien, in denen es Kindern nicht wohl ergeht, sind einerseits sehr darauf angewiesen, dass Fachkräfte in direkten Kontakt mit ihnen gehen und den Dialog suchen, andererseits laufen Eltern, Kinder und Fachkräfte Gefahr, den Dialog nicht aufrecht erhalten zu können und ihn aufzugeben. Konflikte zwischen Fachkräften und Familien sind dann nicht mehr ausbalancierbar. Wir sollten uns im Klaren darüber sein, dass alle am Konflikt Beteiligten Anteil am Aufgeben bzw. mitunter am Zerstören der Beziehung haben.“²²²

Ganz besonders scheint dies der Fall zu sein, wenn Kinderschutzfachkräfte aufgrund eigener unreflektierter Ängste den Dialog abbrechen

219 Maihorn & Nowotny, 2015, S. 143f.

220 Maihorn & Nowotny, 2015, S. 144

221 Gedik, 2015, S. 255ff.

222 Maihorn & Nowotny, 2015, S. 144

und die Beziehung in Frage stellen oder gar aufkündigen, wie in Kapitel 2.3. deutlich gezeigt wird.

Der Dialog ist ein Prozess, in dem es „im Kern um Freiheit und Gleichheit, einem Balanceakt zwischen widersprüchlichen und paradoxal zueinander stehenden demokratischen Werten“²²³ geht. In dem Maße, indem er Widersprüchlichkeit, Paradoxien und Nichtwissen erträgt, ist er in der Lage, Konflikte zu überwinden:

„Widerspruch, Widerstand und Konflikt – im Feld des absolut Notwendigen – brauchen einen Raum, in dem sie sich ohne Gewalt entfalten können. Dieser Raum ist aber ein gemeinsam geteilter und gemeinsam gehaltener (containment).“²²⁴

Demnach ist der tatsächlich ernsthafte Versuch des Dialogs eine durchaus wirkungsvolle Haltung und Methode, zu einem belastbaren Bündnis zwischen Fachkräften und Familien zu kommen – auch und gerade in zugespitzten und konflikthafter Situationen, die schwer zu ertragen und schwer zu verändern sind. Folgt man den Fürsprecher:innen, ist dem Dialog eine Menge zuzutrauen. Dass er auch in der Lage ist, Ängste teilbar zu machen oder zumindest kommunizierbar, erscheint an dieser Stelle nur folgerichtig. Allerdings ist bisher nicht untersucht, ob existenziell bedrohliche Ängste einen Dialog überfordern oder ihn gerade unterstützend nutzen können.

Soziale Arbeit, insbesondere im Kontext von Kinderschutz, braucht robuste Beziehungsbündnisse zwischen Familienmitgliedern und Fachkräften. Ein Bündnis braucht den Dialog mit den Familienmitgliedern, in dem sie als handelnde Subjekte gesehen werden, die wesentliche Beiträge zur Einschätzung und zur Überwindung oft schwerwiegender Konflikte beisteuern. Ein tragfähiger Kontakt zu den familiären Akteuren kann sogar helfen, Fehleinschätzungen zu vermeiden.²²⁵ Wie kann man ihn nutzen, um gemeinsam Ängste nachhaltig in die Flucht zu schlagen?

223 Gedik, 2015, S. 262

224 ebd.

225 Knoller, 2009, S. 92

2.5. Zusammenfassende Gedanken

Es gibt offenbar in unterschiedlichen Disziplinen theoretische Konstrukte, die die Hintergrundmusik von Ängsten im Kinderschutz komponieren. Sowohl die Psychologie als auch die Soziologie sowie Konzepte der sozialen Arbeit bieten Erklärungen und Deutungsvorschläge an, welche Ängste im Kinderschutz eine Rolle spielen. Durch die Unberechenbarkeit und Diffusität von Kinderschutzsituationen bieten diese an sich bereits großes angstschürendes bzw. angstausslösendes Potenzial. Auch die ihnen innewohnenden Aspekte der öffentlichen Prüfung und Beobachtung durch ein Publikum können als angstverstärkende Charakteristika auf beteiligte Individuen einwirken und ein Erleben von Angst provozieren. Denn der Kontext, indem sich Kinderschutzsituationen konstituieren, gibt genau diese Bühne her, auf der Akteur:innen des Kinderschutzes sich heute öffentlicher Bewertungen stellen müssen. Publikum und Regisseure reagieren mit teilweise fachfremden Forderungen und einengenden Handlungsspielräumen, die ihrerseits wiederum vorhandene Ängste potenzieren können.

Die Studie „Angst im Kinderschutz“ lässt deutlich erkennen, wie sich gesellschaftspolitische und psychologische Aspekte in ganz konkreten Situationen des Kinderschutzes zeigen. Zweifelsfrei nehmen teils existenziell bedrohliche Ängste sowohl auf Seiten der Eltern als auch auf Seiten der Fachkräfte eine handlungsleitende Rolle ein und sind maßgeblich am konkreten situativen Geschehen sowie an Deutungen und Handlungsstrategien der Akteur:innen beteiligt. Dies wirkt sich ganz besonders stark dynamisierend auf die Beziehung zwischen Eltern und Fachkräften aus. In dem Versuch, Ängste zu überwinden oder besser erträglich zu machen wird auf Rationalisierung und Distanzierung einerseits und auf das Knüpfen von Netzwerken und das Erschließen von Bündnissen andererseits zurückgegriffen. Prallen diese Strategien aufeinander, indem eine oder ein Akteur:in die Distanz sucht und eine oder ein andere:r die Nähe, kann eine Dynamik entstehen, die niemanden Ängste nimmt, sondern sie möglicherweise schürt, indem die als hilfreich empfundene Rettung vom Gegenüber verweigert wird.

2. Theoretisches Fundament dieser Studie

Wir finden Macht und Ohnmacht, Rückzug und Angriff, Kontrollverlust und Kontrollbestrebungen sowohl in den Szenen an sich als auch in den Lösungsversuchen einzelner Akteur:innen und ganzer Systeme. Wir finden aber auch Bündnisse, Beziehung, Kontakt und Dialog als hilfreiche Formen, Konflikte und möglicherweise auch Ängste zu verstehen, zu klären und zu überwinden. Eine ganze Bandbreite an nützlichen Theorien und Konzepten kann eine Grundlage zur Orientierung sein. Tatsächlich erforscht wurde bisher nicht, was Eltern und Fachkräfte in beängstigenden und bedrohlichen Kinderschutzsituationen brauchen, um in Kontakt zu kommen, ihn zu halten und sogar tragfähig werden zu lassen. Offen bleibt bisher, wie sie es schaffen können, den Dialog auch dann aufrecht zu erhalten, ihn nicht aufzugeben und sich abzuwenden, wenn alle Akteur:innen persönlich beteiligt und von Angst betroffen sind.

3. Empirische Befunde zur Perspektive von Eltern

Im Folgenden wird die genaue Fragestellung auf Grundlage bisheriger wissenschaftlicher Erkenntnisse entwickelt. Die Forschung wird von einer übergreifenden Frage geleitet, die sich in verschiedene Detailfragen ausdifferenziert. Anschließend wird der Zugang zum Feld sowie eine folgerichtige methodische Bearbeitung abgeleitet, beschrieben und an Beispielen veranschaulicht. Im dritten Schritt werden die gewonnenen Erkenntnisse und Ergebnisse der hier durchgeführten Forschung beleuchtet. Im dritten Unterkapitel wird deren Belastbarkeit thematisiert.

3.1. Fragestellung

Im vorhergehenden Kapitel wurde gezeigt, dass sich mehrseitig wirksame Ängste im Kinderschutz destruktiv auf den Kontakt und die Gestaltung der professionellen Arbeitsbeziehung auswirken können. Zudem wurde gezeigt, dass gelingende Hilfen und Kinderschutz stark vom Gelingen der belastbaren Beziehung abhängen. Somit stellt sich zunächst die Frage, wie der Kontakt und die Beziehung trotz wirksamer Ängste gut gelingen können.

Angst ist eine persönliche Emotion, die unterschiedlich stark empfunden und erlebt werden kann, die sich im Kinderschutz wenig kontrolliert sehr stark auf die Interaktion auswirkt. Betrachtet man die positiven Effekte persönlicher Beziehungsaspekte auf die nachhaltige Wirksamkeit von helfenden Beziehungen, könnte genau in der

persönlichen Betroffenheit der Fachkräfte eine große Chance für die konstruktive Nutzung eigener Ängste liegen. Das würde voraussetzen, dass Fachkräfte ihre Ängste als solche wahrnehmen, nicht negieren, sondern sie aktiv in den Kontakt einbringen müssten. Denn über deren Kommunikation und Thematisierung wären auch die effektvollen Wirkungen des Dialogs nutzbar. Man käme ins Gespräch über persönliche Ängste als wertvolle Dimension der kooperativen Beziehung und der menschlichen Begegnung. Daher ist die weiterführende Forschungsfrage die, inwieweit mehrseitig wirksame Ängste im Kinderschutz durch ihre Thematisierung im Kontakt zwischen Fachkräften und Eltern konstruktiv für deren Beziehung und folglich für den Hilfeprozess genutzt werden können.

Allerdings liegen hier auch einige Hürden, die es zu betrachten und zu überwinden gilt. Zum einen können Ängste in Kinderschutzsituationen zu sehr unterschiedlichen Zeitpunkten des Hilfeverlaufs auftreten und auch auf sehr unterschiedlich tragfähige oder belastete Beziehungen treffen. Insofern ist zu untersuchen, ob die Qualität des Kontaktes zwischen Fachkraft und Elternteil Einfluss auf die Möglichkeiten nimmt, Ängste gemeinsam zu ertragen und zu teilen. Wenn dies der Fall sein sollte, wäre herauszufinden, inwieweit sich möglicherweise Hinweise zeigten, welche Aspekte einer Beziehung diesbezüglich förderlich sind und welche eher hinderlich. Lassen sich vielleicht Phasen erkennen oder qualitative Kriterien, die eine Thematisierung jeweiliger Ängste begünstigen? Inwieweit spielt insbesondere Vertrauen als eigenständige Dimension auch bei der Überwindung von Ängsten eine Rolle?

Zum anderen könnte die Offenlegung von Ängsten negativ mit verschiedenen Erwartungen der Beteiligten korrelieren. Möglicherweise widerspricht es der Hilfeerwartung, wenn die Adressat:innen dieser Erwartungen selbst einen hilflosen Eindruck vermitteln. Was ist, wenn sie persönlich betroffen und gleichzeitig aus Angst handlungsgeschwächt sind oder zumindest so wahrgenommen werden? Kann das Bündnis dennoch gelingen? Kann trotzdem gemeinsam Kraft geschöpft werden, um weiterzukommen im Hilfeprozess? Wirkt sich in diesem Fall die

3.2. Forschungsdesign

Kommunikation über Ängste seitens der Fachkräfte möglicherweise eher beziehungsgefährdend als stützend aus?

Die hier vorliegende Studie will herausfinden, wie sich Ängste, Vertrauen, Kontakt und Beziehung in Verbindung mit dem Dialog zueinander verhalten. Wir können diese Aspekte gut zueinander austariert werden, um in beängstigenden Kinderschutzsituationen gemeinsam voranzukommen? Insbesondere interessiert in der hier vorliegenden Forschung die Perspektive der Eltern. Die Studie „Angst im Kinderschutz“ hat die Entwicklung der Gütekriterien zum Umgang mit Ängsten vor allem unter der Beteiligung von Fachkräften vornehmen müssen, weshalb hier die Perspektive der Eltern stark gemacht werden soll. Darüber hinaus ist ihre Sicht auf Gelingensfaktoren aufgrund ihrer Rolle im Kinderschutz absolut wesentlich. Was würde aus ihrer Sicht helfen, trotz mehrseitiger Ängste gut zu kooperieren und in den Kontakt zu kommen?

Im Folgenden soll auf das Design eingegangen werden, mit dessen Anwendung den hier formulierten Fragen nachgegangen wird. Es beschreibt sämtliche methodische Herangehensweisen und Durchführungsprozesse, geht jedoch noch nicht auf die Ergebnisse ein.

3.2. Forschungsdesign

Allein durch die intime und individuell geprägte sowie stark situativ bedingte Thematik dieser Forschung, bietet sich ein qualitativer Forschungsansatz eindeutig an. Es ist bereits im vorausgehenden Forschungsprojekt „Angst im Kinderschutz“ schwierig gewesen, Eltern zu finden, die über ihre doch sehr persönlichen Gefühle zu sprechen bereit gewesen sind. Nun wäre vielleicht eine quantitative Erhebung durch eine als anonymer empfundene Methode wie den Fragebogen vorstellbar, jedoch kaum zu etwas nütze. Die bedeutsamen Facetten dieses hochsensiblen und individuellen Themas ließen sich nur sehr schlecht mit quantitativen Methoden abklären und noch weniger verstehen. Die hier vorliegende Arbeit will die Sichtweise von Eltern erfassen und verstehen, die sich aus deren persönlichen Erlebnissen und Er-

fahrungen speisen, was eine Fragestellung der qualitativen Forschung darstellt. Auch auf die in diesem Ansatz besonders innewohnende Gefahr hin, die Ergebnisse durch eigene Interpretationen der Forscherin zu verwässern, würden quantitative Studien zu wirksamen Ängsten und der Gestaltung von helfenden Beziehungen im Kinderschutz aus Sicht der Forscherin vor allem oberflächlich bleiben müssen. „Qualitative Forschung hat den Anspruch, Lebenswelten ›von innen heraus‹ aus Sicht der handelnden Menschen zu beschreiben.“²²⁶ Hier wird der Versuch unternommen, interpretativ zu verstehen, was aus Elternperspektive hilfreich sein kann, um mit Ängsten im Kinderschutz einen konstruktiven Umgang zu finden, weshalb ein qualitativer Forschungsansatz nur folgerichtig ist. Zudem wird nicht der Anspruch erhoben, mit dieser Arbeit allgemeingültige Wirklichkeiten zu entdecken, sondern vielmehr überhaupt erst einmal bedeutsame Aspekte zu definieren:

„Vielmehr nutzt sie [die qualitative Forschung, K.E.] das Fremde oder von der Norm Abweichende und das Unerwartete als Erkenntnisquelle und Spiegel, der in seiner Reflexion das Unbekannte im Bekannten und Bekanntes im Unbekannten als Differenz wahrnehmbar macht und damit erweiterte Möglichkeiten von (Selbst-)Erkenntnis eröffnet.“²²⁷

Es handelt sich also um einen Versuch des Erkenntnisgewinns aus dem Verstehen von persönlichen Sichtweisen beteiligter Akteure heraus. Bevor genauer auf die Methode der Auswertung eingegangen wird, soll der Zugang zum Feld und damit das theoretische Sampling dargestellt werden, mit dem diese Arbeit versucht, sich der Fragestellung zu nähern.

3.2.1. Vom Feld zum produzierten Text als Datenmaterial

Im folgenden Kapitel wird zum einen darauf eingegangen, wie sich Zugang zum Feld verschafft worden ist und aufgrund welcher Kriterien

226 Flick et al., 2017, S. 14

227 Flick et al., 2017, S. 14

die Teilnehmenden ausgesucht worden sind. Zudem wird die Methode der Datenerhebung dargestellt und begründet. Dabei wird sichtbar werden, wie eng verbunden diese Schritte im Verlauf miteinander gewesen sind und wie sehr sie sich gegenseitig bedingen. Zudem wird eine erste vorsichtige Interpretation dieses Prozesses vorgenommen.

3.2.1.1. Feldzugang und Samplingstruktur

Aufgrund der knappen Ressourcen sowie der vorgegebenen Rahmung dieser Arbeit, stützt sie sich auf eine kleine Stichprobe von vier Einzelfällen, die lediglich den Ansatz einer Typisierung versuchen kann. Wenn man bedenkt, wie viele Eltern es in der Bundesrepublik gibt, kann eine Auswahl von vier Eltern stets nur eine Darstellung von Einzelfällen ermöglichen, auf deren Grundlage möglicherweise weitere Forschungsdesigns anknüpfen können. Deshalb und weil dieses Forschungsfeld noch sehr unterbelichtet ist, sind nicht sehr viele Kriterien an die Auswahl des Sampling angelegt worden. Es liegen noch nicht viele Erkenntnisse vor, die eine engere Kriterien gestützte Auswahl hätten rechtfertigen können. Die Entscheidung, sich auf die Perspektive von Eltern zu fokussieren, ist auch dem Verlauf des vorausgegangenen Forschungsprojektes zu diesem Thema geschuldet, in dem die Fachkräfteperspektive stärker vertreten war. Daher erschien hier die Sichtweise der Eltern interessanter und noch mehr im Dunkeln liegend. Das einzige weiterführende Kriterium ist die persönliche Erfahrung der Eltern in der Kooperation mit dem Jugendamt gewesen. Es ist als hilfreich angesehen worden, wenn die Eltern über eigene Erlebnisse in der Zusammenarbeit mit dem Jugendamt verfügten, idealerweise auch im Zusammenhang mit Kinderschutzsituationen, um auch implizites Wissen abrufen zu können, das noch nicht bewusst reflektiert ist, sondern sich in Geschichten transportiert, auch *narratives Wissen* genannt.²²⁸ Über Bekannte der Forscherin sowie über Fachkräfte eines

228 Klatetzki, 2013, S. 118, zu implizitem Wissen auch Flick, 2017, S. 203

3. Empirische Befunde zur Perspektive von Eltern

freien Jugendhilfeträgers als Gatekeepers²²⁹ sind Eltern in der persönlichen Ansprache auf das Forschungsvorhaben aufmerksam gemacht und zur Teilnahme eingeladen worden. Auf einer Homepage, die Angebote der Frühen Hilfen und andere Beratungsangebote für Eltern vermittelt, ist zusätzlich auf die Forschung hingewiesen und zur Teilnahme aufgerufen worden. Auf diesen Wegen der sekundären Selektion²³⁰ sind zunächst Eltern darauf angesprochen worden, ob sie sich vorstellen könnten, an einer Forschung zum Thema Angst im Kinderschutz teilzunehmen. An dieser Stelle haben die wenigen Kriterien eine sehr breite Auswahl an Eltern zugelassen, die potenziell ins Sampling passen. Im persönlichen Gespräch zwischen der anfragenden Person und potenziellen Teilnehmenden sind weitere Informationen zur Rahmung und zum Setting in einem Anschreiben überreicht und mündlich mitgeteilt worden. In dem Schreiben sind unter anderem Kontaktdaten der Forscherin zu finden und Möglichkeiten der persönlichen Kontaktaufnahme beschrieben worden. Die teilnehmenden Eltern hätten in der Lage sein sollen, sich gedanklich mit der Situation zu befassen und sich dazu zu äußern. Idealerweise aufgrund eigener Erfahrungen, jedoch auch aus beliebigen anderen Gründen hätten sie sich auf das Gedankenspiel einlassen können sollen, sich mit dem Jugendamt in einer Kinderschutzsituation auseinandersetzen zu müssen. Hier ist noch eine sehr große Anzahl an Teilnehmenden denkbar gewesen. Weiterhin wäre es in der Auswahl als wichtig angesehen worden, dass die Teilnehmenden dem Setting gewachsen sind, das in der Ursprungsidee eine Dialogrunde mit anderen Eltern gewesen wäre, als eine abweichende Form in Anlehnung an die Gruppendiskussion.²³¹ An einer Gruppendiskussion teilzunehmen, stellt durchaus eine Hürde dar, zumal die Sitzung für etwa vier Stunden inklusive Pausenzeiten angekündigt worden ist. An dieser Stelle ist durch die in Aussicht gestellte Methode eine Selektion vorgenommen worden, die zunächst von der Forscherin in Kauf genommen worden ist. Als Terminvorschlag ist ein Samstag

229 Merkes, 2017, S. 288

230 Merkes, 2017, S. 288f.

231 Flick, 2017, S. 248

gewählt worden, um zumindest ein wenig das Ausschlusskriterium der Berufstätigkeit zu minimieren. Zudem ist angeboten worden, den Termin bei Interesse und zeitlichen Schwierigkeiten anders zu legen. Als tatsächliches Ausschlusskriterium ist den ansprechenden Personen eine akute krisenhafte Auseinandersetzung mit dem Jugendamt in einer Kinderschutzsituation benannt worden. Dahinter steht die Annahme, dass akute Kinderschutzsituationen noch sehr stark von aktuellen Gefühlen beeinflusst sind, die ihrerseits sehr stark im Vordergrund stehen können und eine gewisse Reflexion erschweren. Zudem drohen diese, sich einen dem Forschungsinteresse entsprechend unangemessenen Raum der Inhalte der Dialogrunde zu nehmen.

Die Suche über die durchaus regelmäßig besuchte Homepage ist reaktionslos geblieben, was aus Sicht der Forscherin als Hinweis gedeutet werden kann, wie persönlich und intim das Thema Angst im Kinderschutz für Eltern zu sein scheint und wie schwer oder ungewohnt es für sie ist, dazu mit unbekanntenen Personen zu sprechen. Doch auch die persönliche Ansprache ist überraschend erfolglos verlaufen. Von geschätzt 15 bis 20 angesprochenen Elternpaaren hat lediglich eine einzige Mutter zugesagt, an einer derartigen Dialogrunde teilnehmen zu wollen. Eine weitere Mutter hat Interesse gezeigt, jedoch gleichzeitig Schwierigkeiten geäußert, eine Teilnahme für einen Zeitraum von vier Stunden zu ermöglichen und eine dritte Mutter hat Interesse am Thema mitgeteilt, jedoch auch Hemmungen bezüglich der Begegnung mit anderen Eltern geäußert, die sie möglicherweise bereits persönlich aus anderen Zusammenhängen kenne. Das sind alle Rückmeldungen gewesen, die die Forscherin zu dem Zeitpunkt erreicht haben. Ausschlaggebend für ein Teilnahmeinteresse ist wie erwartet ein persönlicher Zugang über eine vertraute Person²³² gewesen, der eine gewisse Vertrauensbasis mit sich gebracht hat sowie persönliche Erfahrungen mit Kinderschutzsituationen und der Kooperation mit dem Jugendamt. Letztlich haben alle Teilnehmenden auf eigene Erfahrungen zum Thema zurückgegriffen. Dass es keine positive Rückmeldung von Vätern

232 Merkes, 2017, S. 288

gegeben hat, kann an dieser Stelle nicht weiter untersucht werden, da kaum Gründe angegeben worden sind. Es liegt lediglich die Rückmeldung eines Vaters vor, der das Thema sehr wichtig fände, selbst aber aufgrund eigener Erfahrungen nicht bereit gewesen sei, einen Beitrag zur Verbesserung der Zusammenarbeit mit dem Jugendamt zu leisten. Weitere Hinweise hat es nicht gegeben, so dass dieser Punkt offenbleiben muss und sich das Sampling auf weibliche Teilnehmende beschränkt. Eine Erweiterung des Sampling im Sinne des theoretischen Sampling²³³ hat sich in dieser Studie aufgrund des engen Ressourcenrahmens nicht angeboten, wobei sich der Rückgriff auf kürzlich gemachte eigene Erfahrungen der Teilnehmenden zur Themenstellung als günstig erwiesen hat und bei umfangreicherer Forschung berücksichtigt werden sollte.

Um überhaupt das Forschungsvorhaben umzusetzen, ist nunmehr notwendig gewesen, die Methode zu überdenken, da keine Gruppendiskussion zustande gekommen ist.

3.2.1.2. Erhebungsmethode

Als alternative qualitative Erhebungsmethode ist das Führen von narrativen Interviews²³⁴ gewählt worden. Diese Methode hat einerseits aufgrund der wenigen interessierten Zusagen Teilnehmender nahegelegen, die sich nicht zu einer Gruppendiskussion zusammenfassen ließen und andererseits, da sie durch das Zweiersetting (Interviewte und Interviewer:in) besonders geeignet ist, der Intimität des Themas gerecht zu werden. Offenbar gibt eine Dialogrunde diese Intimität nicht her, so eine These zu Gründen der vielen Absagen. Gleichzeitig bietet die Erhebungsmethode des narrativen Interviews sehr viel Raum, um mit spezifischen Fragetechniken die Sichtweisen der Interviewten zu befor-schen, ähnlich wie es eine Gruppendiskussion hätte tun können²³⁵.

233 Flick, 2017, S. 158–166

234 Flick, 2017, S. 228ff.

235 Flick, 2017, S. 193

3.2. Forschungsdesign

Im nächsten Schritt sind die bisher interessierten Teilnehmenden gefragt worden, ob sie für ein Interview mit der Forscherin zur Verfügung stünden, was außer von einer Person von allen bejaht worden ist. Erneut über den Weg der persönlichen Ansprache durch Fachkräfte des bereits beteiligten freien Trägers der Kinder- und Jugendhilfe ist der Kreis der Teilnehmenden erfolgreich auf insgesamt vier Mütter erweitert worden, die sich in Einzelsettings interviewen lassen wollten. Es lässt sich also feststellen, dass sich die Samplingstruktur und die Entscheidung für die Erhebungsmethode wechselseitig beeinflusst haben, was in diesem Fall jedoch als für die Datenqualität unschädlich einzuschätzen ist. Möglicherweise bergen narrative Interviews sogar gegenüber der Gruppendiskussion den Vorteil, die persönliche Sichtweise einzelner Teilnehmenden besser vor dem Hintergrund ihrer Erfahrungen verstehen zu können, da jede einzelne Person im Interview mehr Raum für die eigene Geschichte bekommt.

Die vorliegende Studie zielt, verkürzt gesagt, auf Hinweise ab, wie der Kontakt von Eltern und Fachkräften trotz bestehender Ängste gelingen kann. Die Samplingstruktur hat die Teilnehmenden auf Eltern beschränkt, genauer noch auf Mütter, die Erfahrungen im Kontakt mit dem Jugendamt und anderen Fachkräften der Kinder- und Jugendhilfe gemacht haben. Diese Mütter bilden eine sehr kleine Stichprobe im Verhältnis zu einer großen Gruppe, mit den gleichen Kriterien. Bezogen auf den Kontext, der beforscht worden ist, nämlich der Kontakt von Eltern und Fachkräften, bildet jede Gruppe quasi 50 % der am Gelingen beteiligten Akteur:innen. Zumindest, wenn man die Situation zur Vereinfachung auf den eins-zu-eins-Kontakt zwischen Elternteil und Fachkraft bezieht. Ohne, dass die Eltern oder hier die interviewten Mütter den Kontakt ihrerseits mitgestalten, kann er nicht gelingen. Mit ihren Erfahrungen dazu, wie es gelingen kann, mit ihren Sichtweisen und Haltungen sind sie somit nicht weniger als Expert:innen anzusehen als die beteiligten Fachkräfte. An diesem Grundprinzip ändert sich auch nichts, wenn man weitere Beteiligte an Kinderschutzsituationen in die Betrachtung miteinbezieht. Die Argumentation, dass es ohne die Elternperspektive und -beteiligung nicht gelingt, bleibt stets auf-

rechterhalten. Eltern folglich als Expert:innen anzusehen, stärkt ihre Position auch während der Durchführung des Interviews erheblich, was vor dem oben beschriebenen Hintergrund eines häufig erlebten Machtgefälles zwischen Eltern und Fachkräften hilfreich und notwendig erscheint, um sie zu persönlichen Aussagen zu ermutigen.

Zu dem Kontextfeld, in dem sich das hier untersuchte Phänomen ereignet, ist bereits einiges an wissenschaftlich fundierten Erkenntnissen hervorgebracht worden. Somit hat sich die Forscherin für das Führen Leitfadens gestützter Interviews²³⁶ entschieden, in denen diese Kategorien aufgegriffen worden sind und trotzdem ausreichend Raum für neue ungeahnte Kategorien gegeben worden ist. Insbesondere die Form des halbstandardisierten Interviews ist geeignet, sowohl Informationen zu im Vorfeld entwickelten Themenbereichen zu erfahren, wie zu noch unentdeckten Aspekten,²³⁷ weshalb sich an diese Methode nach Uwe Flick²³⁸ in der Erstellung des Leitfadens und der Fragetechnik angelehnt worden ist. Die im 2. Kapitel aufgegriffenen Studien und Erträge zeigen verschiedene Kategorien auf, die im Kontakt von Fachkräften und Eltern in Kinderschutzsituationen bedeutsam für das Entstehen von konstruktiver Kooperation sind. Dies gilt u.a. für die Kategorien *Beziehung*, *Vertrauen*, *Kontakt* und *Hilfeerwartungen*. Demnach sind diese Kategorien zum Teil als Hintergrund für den Interviewleitfaden herangezogen worden. Zwei Kategorien sind jedoch hinzugefügt worden, um der Beantwortung der Forschungsfrage näher zu kommen. Da der Kontakt von Eltern und Fachkräften insbesondere vor dem Hintergrund empfundener Ängste im Kontext von Kinderschutz interessiert hat, sind einige Fragen explizit auf den Abbau bzw. die Überwindung von Ängsten eingegangen. Zudem hat diese Forschung der Suche nach Kommunikationschancen im Sinne des Dialogs trotz beeinflussender Ängste gegolten, die eher zum Rückzug verführen. Auch dieser Aspekt hat sich im Leitfaden widergespiegelt.

236 Flick, 2017, S. 194f.

237 Flick, 2017, S. 203

238 Flick, 2017, S. 203f.

Der positive Effekt, sich als Interviewerin durch eigenes Fachwissen besonders engagiert und interessiert zu zeigen²³⁹, wurde zu Beginn des Interviews auf folgende Weise genutzt: Das Interview hat mit einem Erzählimpuls begonnen, in dem kurz die wesentlichen Erkenntnisse der vorhergehend durchgeführten Studie „Angst im Kinderschutz“ wiedergegeben worden sind. Die Teilnehmenden sind im Vorfeld darüber informiert worden, dass es diese Studie gegeben hat und es sich hier um eine anschließende Studie handelt, die eine direkte Anknüpfung versucht. Dazu ist anhand folgender Stichpunkte berichtet worden:

„Wir haben herausgefunden:

- Situationen, in denen es um Kinderschutz geht, sind für alle Beteiligten sehr unberechenbar, oft diffus und unübersichtlich. Das kann sehr beängstigend sein.
- Eine große Angst von Eltern ist die, Ihre Kinder zu verlieren. Eine zweite große ist die, nicht genügend Hilfe zu bekommen.
- Eine große Angst von Fachkräften ist die, nicht ausreichend helfen und das Kind nicht schützen zu können. Eine zweite große Angst ist, allein gelassen zu werden, wenn die Hilfe nicht gelingt.
- Die Ängste von Eltern und Fachkräften sind sich sehr ähnlich. Alle Seiten haben große Angst, das Kind nicht schützen zu können und allein gelassen oder verlassen zu werden, wenn die Hilfen nicht gelingen.
- Oft ist es für beide Seiten schwer, in solchen Situationen zusammen zu arbeiten und Vertrauen aufzubauen. Zusammenarbeit ist aber wichtig, um sich helfen und schützen zu können.“

Dieser Erzählimpuls hat zugleich die „*Öffnung der Bühne*“²⁴⁰ initiiert, die der Herstellung einer vertrauensvollen Situation dient, in der sich die Interviewten trauen können, Persönliches zu erzählen. Zudem ist inhaltlich darauf eingegangen worden, dass Fachkräfte und Eltern nicht so weit auseinanderliegen in ihren persönlichen Empfindungen in Kin-

239 Bogner et al., 2005, S. 51

240 Hermanns, 2017, S. 363

derschutzsituationen und in ihrer Not, dabei Ängste zu empfinden. Dieser Inhalt schließt thematisch direkt an den Expert:innen-Status von Eltern in diesen Situationen an und betont ihre Position auf Augenhöhe. Auf diese Weise wird zusätzlich gleich zu Beginn des Interviews weiteres Vertrauen und die Klärung der Rollen der Interviewpartner:innen möglich.²⁴¹

Darauf ist die erzählgenerierende Frage „was fällt Ihnen/ dir dazu ein?“ gefolgt, um zunächst so viel Raum wie möglich für eigene Gedanken der Interviewten zu geben.²⁴² Denn „Auf offene Fragen [...] kann der Interviewte mit seinem unmittelbar verfügbaren Wissen antworten.“²⁴³ Erst im Anschluss sind konkretere und etwas weniger offene Fragen angeschlossen worden, orientiert an theoriegeleiteten Kategorien und zur Einholung von implizitem Wissen der Teilnehmenden.²⁴⁴ Am Ende sind dazugehörige Konfrontationsfragen vorbereitet und nach Bedarf gestellt worden, die der Überprüfung bisheriger Aussagen und Hypothesen der Interviewten dienen.²⁴⁵ Es ist nicht immer notwendig, alle Konfrontationsfragen zu stellen, sodass ihre Verwendung spontan in der Interviewsituation anhand des Bedarfes entschieden wird. Sie sind dann sinnvoll, wenn eine Überprüfung bisheriger Aussagen angebracht scheint.²⁴⁶ Folgende Fragen sind vorbereitet worden:

- Was würde dir helfen/ hat dir geholfen, in den Kontakt mit den Fachkräften zu kommen?
- Was würde dir helfen/ hat dir geholfen, Ängste abzubauen?
- Was würde dir helfen/ hat dir geholfen, Vertrauen aufzubauen?
- Was würde es in dir auslösen, wenn die Fachkraft vom Jugendamt sagen würde, sie habe Angst, dass sie dein Kind/ deine Kinder nicht schützen und der Familie nicht helfen kann?

241 ebd.

242 Hermanns, 2017, S. 367 auch Flick, 2017, S. 203

243 Flick, 2017, S. 203

244 Flick, 2017, S. 203f.

245 Flick, 2017, S. 204

246 ebd.

3.2. Forschungsdesign

- Wie würde es aus deiner Sicht für deine Beziehung zur Fachkraft auswirken, wenn sie dich einladen würde, sich zusammenzuschließen, um gemeinsam die Ängste zu überwinden und einen Weg aus der schwierigen Situation zu finden?

Konfrontationsfragen:

- Man könnte die Fachkraft für schwach oder nicht besonders kompetent halten, wenn sie eigene Ängste äußern würde. Was denkst du dazu?
- Man könnte die Fachkraft für mutig, ehrlich und an der Zusammenarbeit interessiert halten, wenn sie eigene Ängste äußert. Was denkst du dazu?
- Man könnte sich zusätzlich verunsichert fühlen, weil die Fachkraft selbst Angst hat. Was denkst du dazu?
- Man könnte sich sicherer fühlen, weil die Fachkraft auch nur ein Mensch ist und selbst auch Angst hat. Was denkst du dazu?“

Die Fragen sind sprachlich der Situation angepasst worden. Beispielsweise ist teilweise Bezug auf schon Gesagtes genommen oder es sind von der interviewten Person verwendete Begriffe übernommen worden. Diese durchaus übliche Varianz ist in Kauf genommen worden, um eine möglichst authentische Gesprächssituation herzustellen und nicht durch zu künstliches Ablesen und Vortragen der Fragen zu gefährden. Zudem zeigt es ein aktives Zuhören als Zeichen des aufrichtigen Interesses²⁴⁷. Selbstverständlich ist auch zwischen dem Duzen und Siezen unterschieden worden. Das erste Interview ist im Vorfeld der Entwicklung des hier aufgeführten Leitfadens entstanden und kann insofern als Test eines Vorläuferleitfadens und Übung angesehen werden. In Unterkapitel 3.2.2.1 wird dargestellt, inwieweit es trotzdem zur Analyse herangezogen wurde.

Alle Interviews sind digital aufgenommen und anschließend transkribiert worden. Die Transkripte folgen dem Versuch, Lesbarkeit einerseits und die Dokumentation von Betonungen andererseits zu

247 Hermanns, 2017, S. 368

balancieren. Wortwiederholungen sind beispielsweise beibehalten worden, um nicht zu viele „Texteigenheiten“ der Analyse zu entziehen. Zur besseren Lesbarkeit und Fokussierung auf Inhalte sind jedoch Sätze gebildet und der Text ist von Pausen und „hmm“ oder „äh“ befreit worden. Diese Veränderung ist zu dem Preis vorgenommen worden, dass Hinweise auf besondere emotionale Bedeutung, die durch Stolperer oder Seufzer oder andere Formen Ausdruck erhalten, nicht bzw. kaum ausgewertet worden sind. Zu einem gewissen Grad verändert eine Transkription immer das, was ausgedrückt wurde: „Jede Form der Dokumentation führt zu einer spezifischen Organisation des Dokumentierten“²⁴⁸. Bereits bei diesem Schritt durchläuft das Material eine erste Interpretationsschleife durch die Forscherin, was unumgänglich scheint und in Kauf genommen werden muss. Der Fokus auf Inhalte ist in der Fragestellung²⁴⁹ der vorliegenden Arbeit begründet und ermöglicht gleichzeitig eine größere Anzahl von Interviews, die in die Auswertung einfließen, was für eine erste Untersuchung in diesem Forschungsfeld sinnvoll erscheint. Sie fragt Sichtweisen und Erfahrungen ab und schaut weniger sprachanalytisch.²⁵⁰ Entsprechend sind die Transkripte erstellt und anhand der Tonaufnahmen erneut überprüft worden.²⁵¹ Sie bilden das auszuwertende Datenmaterial, das im folgenden Unterkapitel der Analyse zugeführt wird.

Im folgenden Unterkapitel wird auf die Methoden der Auswertung eingegangen und es werden erste Analyseschritte gemacht.

3.2.2. Methodisches Vorgehen in der Analyse

Wie bereits bei der Entwicklung des Interviewleitfadens gezeigt, bieten sich ein paar wenige Kategorien an, um quasi thesenhaft an das Material herangetragen zu werden. Zwar ist das zu beforschende Phänomen an sich noch nicht untersucht, doch zur kontextualen Einbettung ist

248 Flick, 2017, S. 383

249 Flick, 2017, S. 380

250 Flick, 2017, S. 379

251 Flick, 2017, S. 380

einiges bekannt, was dieses Vorgehen rechtfertigt. Zudem fragt die Untersuchung nach Sichtweisen und implizitem Wissen aufgrund persönlicher Erfahrungen und weniger nach biografischen Zusammenhängen. Beides begründet die Wahl der qualitativen Inhaltsanalyse in Anlehnung an Udo Kuckartz²⁵² als Auswertungsmethode, da sie sich hervorragend dazu eignet, theoriegeleitetes Vorwissen mit Neuentdeckungen zu verbinden, indem sowohl themenbezogen als auch fallbezogen analysiert wird.²⁵³ Die qualitative Inhaltsanalyse fokussiert die Inhalte und will sie verstehend, also hermeneutisch analysieren.²⁵⁴ Damit bietet sie sich exklusiv für die hier vorgenommene Analyse an. Um die von Kuckartz beschriebenen methodischen Schritte konkret auf die hier vorliegende Auswertung anwenden zu können, sind sie teilweise leicht verändert worden.²⁵⁵ An welchen Stellen das der Fall ist, wird im Laufe der jeweiligen Abschnitte transparent gemacht.

Das methodische Vorgehen wird in den folgenden Unterkapiteln schrittweise dargestellt. Die Schritte werden lediglich beschrieben und können aus praktischen Gründen nicht in ihrer Durchführung transparent gemacht werden.

Kuckartz empfiehlt in seiner Auswertungsmethode zunächst, quasi vor der eigentlichen Analyse, eine kritische Bewertung der Datenerhebung.²⁵⁶ Diese betrachtet zum einen die Interviewsituationen sowie die Qualität der Interviews bzw. der Transkripte, was zur Festlegung der Auswahlinheit führt, also der Entscheidung, welches Material in die konkrete Analyse aufgenommen wird.²⁵⁷ Mit der „Beachtung der Entstehungssituation“²⁵⁸ soll im Folgenden begonnen werden. Im Anschluss daran wird genauer festgelegt, mit welcher konkreten Methodentechnik der qualitativen Inhaltsanalyse gearbeitet worden ist.

252 Kuckartz, 2016

253 Kuckartz, 2016, S. 49

254 Kuckartz, 2016, S. 18

255 Kuckartz, 2016, S. 24

256 Kuckartz, 2016, S. 18

257 Kuckartz, 2016, S. 30

258 Kuckartz, 2016, S. 18

3.2.2.1. Kritische Beachtung der Entstehungssituation

Zunächst richtet sich der Blick auf die Erhebungssituation.²⁵⁹ Dazu ist zu sagen, dass insbesondere in den Interviews 1 und 2 von einem großen Vertrauensvorschuss der Interviewten gegenüber der Fragenden ausgegangen werden kann, da beide über private Vertrauenspersonen als Gatekeeper²⁶⁰ akquiriert worden sind. Die als Drittes interviewte Person konnte nach eigener Angabe auf überwiegend positive hilfebezogene Erfahrungen mit dem Gatekeeper zurückgreifen, sodass es sich in diesem Fall ähnlich verhalten sollte und ein gewisses Grundvertrauen der Interviewerin gegenüber im Vorfeld vorgelegen hat. Diese Person hat die Interviewerin auf eigenen Wunsch zu sich nach Hause eingeladen, um das Interview dort durchzuführen. Dies kann durchaus als Bestätigung dieser Annahme gewertet werden, wenn man bedenkt, dass die Einladung gleichzeitig die Erlaubnis ist, in den Privatbereich einzudringen. Die vierte interviewte Person scheint aus der Verbindung zum Gatekeeper nicht automatisch ein ähnlich großes Vertrauen abgeleitet zu haben. Diese Person hat sich von der Fachkraft, die sie angesprochen hat und zur Zeit der Erhebung deren ambulante Erziehungshilfefachkraft gewesen ist, zum Interview begleiten lassen. Sie hat dies mit eigener Unsicherheit und der Vermutung begründet, sich durch die Begleitung sicherer zu fühlen. Diesem Wunsch ist umgehend nachgekommen worden. Bevor das eigentliche Interview begonnen hat, hat die unterstützende Fachkraft mitgeteilt, sie werde sich sehr zurückhalten, um möglichst wenig Einfluss zu nehmen und der eigentlichen Expertin so viel Raum und Authentizität zu ermöglichen, wie es eben geht. Und tatsächlich hat sie lediglich an einer Stelle, wo sie direkt nach einem Namen gefragt worden ist, nichts geäußert und auch nur wenig über Mimik und Gestik Einfluss genommen. Es ist also davon auszugehen, dass ihre Anwesenheit einen grundsätzlich positiven Effekt auf die Offenheit der Interviewten gehabt hat. Möglicherweise sind jedoch einzelne Aussagen dennoch vor dem Hintergrund zu betrachten,

259 ebd.

260 Zur Funktion des Gatekeepers siehe Kapitel 3.2.1

dass sie im Beisein der noch aktuell in der Familie tätigen Fachkraft getätigt worden sind. Das Material ist daraufhin zu prüfen, ob einzelne Aussagen intentional in Richtung der Fachkraft geäußert worden sein können. Dieser Umstand sollte insbesondere auch deshalb in Betracht gezogen werden, da die Interviewte darüber Kenntnis gehabt hat, dass die Interviewerin außerhalb der Interviewsituation eine Vorgesetztenfunktion der Fachkraft gegenüber innehat, die dem Interview beiwohnte. Ihre, wenn auch recht passive Teilnahme könnte demnach aufgrund des zu dem Zeitpunkt aktuellen Abhängigkeitsverhältnisses zwischen der Mutter und der Fachkraft einerseits sowie durch das Wissen um das hierarchisch angelegte Beschäftigten-Vorgesetzten-Verhältnis beeinflusst worden sein. Dies ist bei der genaueren Analyse beachtet worden.

Die Entscheidung für Expert:inneninterviews ist dadurch sichtbar bestätigt worden, dass die Interviewerin von den Befragten ebenfalls als Expertin gesehen worden ist. Zumindest lassen einzelne Aussagen darauf schließen, da die Mütter zu jeder Zeit den Eindruck vermittelt haben, die Interviewerin verfüge aus ihrer Sicht über fachbezogenes Wissen. Sie haben beispielsweise Fachbegriffe wie „SPFH 2“ (Abkürzung für Sozialpädagogische Familienhilfe, Fallgruppe 2) benutzt, ohne diese zu erläutern, weil sie offenbar davon ausgegangen sind, diese seien bekannt. Alexander Bogner, Beate Littig und Wolfgang Menz sehen diese Anerkennung als Wissende als ein Kriterium für ein Interview unter Expert:innen.²⁶¹ Erklären lässt sich dieser Umstand damit, dass den Interviewten mitgeteilt worden ist, dass sich die Interviewerin außerhalb dieser Forschung im beruflichen Kontext in Feldern der Erziehungshilfen und des Kinderschutzes bewegt und sowohl die Rolle der Fachkräfte des Jugendamtes als auch die der freigemeinnützigen Träger kennt. Diese Aufwertung der Teilnehmenden hat sich fortgesetzt, indem ihnen trotz der Begegnung auf Augenhöhe während des Interviews ein größtmöglicher Raum für ihre Sichtweisen gegeben worden ist. Wie der Leitfaden²⁶² und die Transkripte zeigen, ist es insofern bei einem klassischen halbstrukturierten Interview geblieben, als

261 Bogner et al., 2005, S. 50

262 Siehe Unterkapitel 3.2.1.2

das kaum Fachgespräche mit gegenseitigen Fragen oder Diskussionen entstanden sind. Diese bewusste Zurückhaltung der Interviewerin ist im Vorfeld erklärt und den Teilnehmenden gegenüber entsprechend begründet worden. Dieses Vorgehen hat ihnen ermöglichen sollen, das Verhalten der Interviewerin als respektvolle Zurückhaltung und nicht als Zurückweisung zu erleben. Der Eindruck bei der Auswertung des so entstandenen Materials ist, dass dies gelungen ist und verhältnismäßig wenig durch die Interviewerin Einfluss genommen worden ist.

Alle vier Teilnehmenden haben das Setting selbst entschieden. Dies ist wichtig gewesen, um den Interviewten die Möglichkeit zu geben, einen Ort zu wählen, wo sie sich wohlfühlten.²⁶³ Dieser Anspruch ans Setting ist von der Forscherin explizit kommuniziert worden. Sie haben sich demnach einen Ort gewählt, an dem sie gerne sein wollten, um in Ruhe zu erzählen. Um die Qualität der digitalen Tonaufnahme nicht zu mindern, ist lediglich vorgegeben worden, dass es ein Ort ohne starke Geräuschkulisse ist. Um weiteres Vertrauen im Vorfeld des Interviews zu schaffen und die Begegnung etwas persönlicher und dadurch möglicherweise nahbarer zu machen, hat die Interviewerin als eine Option angeboten, zu sich nach Hause zu kommen. Drei von vier Interviewpartner:innen haben dieses Angebot gern angenommen. Sowohl im Rahmen der drei Interviews bei der Forscherin zu Hause als auch bei dem Interview bei der einen Mutter zu Hause ist erkennbar, dass die Einladung des jeweils anderen in die eigene persönliche und private Umgebung das gegenseitige Vertrauen verstärkt und ein erster Schritt einer Begegnung dargestellt hat, die Offenheit befördert hat. Als entsprechend entspannt und unverkrampft kann die Atmosphäre aller Interviews bezeichnet werden. Es ist davon auszugehen, dass die Rahmung der Interviews sich überwiegend und bis auf die oben genannten Einschränkungen positiv auf die Qualität des Materials ausgewirkt hat. Ohne Zeitdruck, mit Getränken versorgt und die Rahmung sowie der Ablauf gut geklärt, sind alle vier Interviews durchgeführt und digital aufgenommen worden.

263 Hermanns, 2017, S. 363

3.2.2.2. Die Qualität des Materials

Die Interviews sind mit einem digitalen Aufnahmegerät aufgenommen und später transkribiert worden. Ein Blick auf die Qualität des Materials ergibt: Lediglich im zweiten Interview gibt es ein paar wenige Passagen, die beim Abhören nur schwer, letztlich aber doch zu verstehen sind. Es besteht sicherlich ein Vorteil darin, dass die Transkripte persönlich von der Forscherin erstellt worden sind. Das genaue Hören während der Transkription hat dabei geholfen, die Betonung und die Intonierung im Kopf zu behalten und somit die Aussagen auch beim späteren Lesen noch besser zu verstehen. Aufgrund des Fokus auf Auswertungen der mitgeteilten Inhalte ohne sprachanalytische Untersuchung sind weder Pausen transkribiert, noch Spracheigenheiten komplett übertragen worden. Hier hat sich die Forscherin an der Grundregel der leichten Lesbarkeit orientiert.

3.2.2.3. Festlegung der Auswahlinheit

Grundsätzlich bieten alle geführten Interviews Inhalte bezüglich der Fragestellung und auf den ersten Blick keine Abschnitte, die nicht verwertet werden können. Daher werden sie alle in die Analyse einfließen und bilden zusammen die Auswahlinheit.²⁶⁴ Eine Besonderheit ist zu Interview Nummer 1 zu sagen. Es ist, wie bereits benannt, vor der endgültigen Entwicklung des Interviewleitfadens geführt worden. Somit ist ein direkter Vergleich mit den anderen Interviews erschwert. Zudem ist dort die folgende Frage zu geschlossen und möglicherweise etwas suggestiv geraten:

„I: Ich frag mich halt wirklich neugierig, du hast ja vorhin auch gesagt, selber, du hättest keinen einzigen Gedanken daran verschwendet, dass die auch Angst haben könnten vielleicht und das ist ja auch also total nachvollziehbar, ne? Und ich frag mich halt, würde das was verändern wenn man so das Gefühl hat, da sitzen auch Men-

264 Kuckartz, 2016, S. 30

3. Empirische Befunde zur Perspektive von Eltern

schen und man könnte sich möglicherweise zusammen solidarisieren und darüber sprechen, dass vielleicht beide auch Angst haben, dass sie das nicht gut lösen können und sich dann zusammen auf den Weg machen, nach Lösungen zu suchen und sich gegenseitig darin zu stärken?“²⁶⁵

Dennoch zeigt sich in der darauffolgenden Antwort,²⁶⁶ dass die Interviewte eigene Bilder und Assoziationen dazu entwickelt hat, was auf eine nicht zu große Einflussnahme hindeutet, weshalb sich dafür entschieden worden ist, das Interview mit in die Auswertung zu nehmen. Dafür spricht auch, dass von einem Setting ausgegangen worden ist, wo sich zwei Expertinnen begegnen, also ein Austausch über etwas üblich wäre. Dennoch wurde in den anschließenden Interviews durch den Leitfaden und das Verhalten der Forscherin verstärkt darauf geachtet, deutlich weniger Einfluss durch eigene Gedanken zu nehmen und die Fragen offener zu stellen.²⁶⁷

3.2.2.4. Wahl der konkreten Analysetechnik

Da es verschiedene Techniken²⁶⁸ der qualitativen Inhaltsanalyse gibt, muss sie genauer festgelegt werden. Udo Kuckartz beschreibt drei Basismethoden, die alle sowohl themenbezogene als auch fallbezogene Blickrichtungen verfolgen und sie zu einer Matrix verbinden.²⁶⁹ So unterscheidet er zwischen der inhaltlich strukturierenden,²⁷⁰ der evaluativen²⁷¹ und der typenbildenden²⁷² qualitativen Inhaltsanalyse. Die evaluative Form der qualitativen Inhaltsanalyse strebt eine Klassifizierung und Bewertung von Inhalten durch die Forschenden an,²⁷³ während

265 Interview 1, S. 6

266 ebd.

267 Interviews 2 und 3

268 Kuckartz, 2016, S. 48

269 Kuckartz, 2016, S. 48f.

270 Kuckartz, 2016, S. 97–121

271 Kuckartz, 2016, S. 123–142

272 Kuckartz, 2016, S. 143–162

273 Kuckartz, 2016, S. 123

die typenbildende Form nach mehrdimensionalen Mustern sucht.²⁷⁴ Die inhaltlich strukturierende Technik versucht „die Identifizierung von Themen und Subthemen, deren Systematisierung und Analyse der wechselseitigen Relationen.“²⁷⁵ Die Bildung von Typen kann mit einer so kleinen Stichprobe bestenfalls erahnt werden und die Gewichtung und Bewertung von Inhalten erscheint etwas verfrüht aufgrund der sehr dünnen Forschungsbasis zur Fragestellung. Mit ihrer Zielsetzung eignet sich die inhaltlich strukturierende qualitative Inhaltsanalyse besonders gut zur Analyse der hier vorliegenden Fragestellung zu einem noch nahezu unerforschten Feld mit kleiner Stichprobe. Sie ermöglicht eine Mischung aus induktiver und deduktiver Kategorienbildung,²⁷⁶ was ebenfalls hervorragend zur Fragestellung passt, da es Vorannahmen zu möglicherweise relevanten thematischen Kategorien gibt und gleichzeitig die Öffnung für neue gewünscht ist. Die genauere Handhabung und Entwicklung von Kategorien und Subkategorien wird im folgenden Unterkapitel beschreiben, das die Phasen der Analyseschritte darstellen und begründen.

3.2.2.5. Die acht Phasen der inhaltlich strukturierenden qualitativen Inhaltsanalyse

Kuckartz folgend beginnt die Analyse mit dem aufmerksamen Lesen der Texte, hier der Transkripte, der Erstellung von Memos zu auffallenden Inhalten und der kurzen Zusammenfassung der Fälle als Phase eins.²⁷⁷ Aus praktischen Gründen können die hier erstellten Memos nicht transparent gemacht werden, die Fallzusammenfassungen und ihre Titel hingegen werden im Folgenden aufgeführt:

Fall 1: Die misstrauisch Tastende

274 Kuckartz, 2016, S. 143

275 Kuckartz, 2016, S. 123

276 Kuckartz, 2016, S. 97

277 Kuckartz, 2016, S. 101

3. Empirische Befunde zur Perspektive von Eltern

Fall 1 erzählt von einer Mutter, die in einer schwierigen Trennungssituation versucht, Vertrauen in der Zusammenarbeit mit dem Jugendamt und einer Beratungsstelle zu entwickeln, um ihren Kindern eine gute Hilfe zu sein. Sie schwankt die ganze Zeit über zwischen Vertrauen und Misstrauen, bleibt vorsichtig. Ihr tut Zuspruch gut und das Gefühl, jemanden an der Seite zu haben.

Fall 2: Die enttäuscht Suchende

Fall 2 handelt von einer Mutter, die kraftlos versucht, im Dschungel von Hilfesystemen auch nur eine Person zu finden, die ihr glaubt, die ihr hilft und die für sie und ihre Familie da ist. Sie findet diese Person nicht und entscheidet sich am Ende, sich stattdessen um sich selbst zu kümmern.

Fall 3: Die erfahrene Brückenbauerin

Die interviewte Person weiß gut über Ängste von Eltern Bescheid und welche Tricks angewendet werden, um sich versteckt zu halten. Sie selbst hat positive Erfahrungen mit der Kinder- und Jugendhilfe gesammelt. Sie setzt auf Brückenbauer:innen und die Entwicklung solider Beziehungen.

Fall 4: Die Freundin mit dem offenen Ohr

Diese Mutter stand den Hilfen erst skeptisch und ängstlich gegenüber. Durch die Erfahrung, dass nichts Schlimmes passiert, wenn sie mitarbeitet, hat sie viele Ängste verloren und eine Beziehung zur Helferin geknüpft. Sie würde diese Beziehung als gegenseitig vertrauensvoll erleben, wenn sie auch für die Helferin da sein könnte.

Aus den Memos, den Fallzusammenfassungen, sowie der möglichen Ableitungen aus relevanter Theorie sind in der zweiten Phase überwiegend deduktiv thematische Hauptkategorien gebildet worden. Thematische Hauptkategorien bilden nach Udo Kuckartz die Hauptthemen ab,

nach denen das Material unter anderem inhaltlich strukturiert wird.²⁷⁸ Sie können zu Beginn noch recht grob gefasst sein und eine Kategorie sollte Raum für unerwartetes „Sonstiges“ bieten.²⁷⁹

Diese Untersuchung fragt danach, wie die Zusammenarbeit von Eltern und Fachkräften gelingen kann, wenn beide Seiten Angst haben. Sie fragt also grob gefasst nach Gelingensfaktoren, wobei gleichzeitig Hemmnisse als Rückseite derselben Medaille interessieren. Wie bereits in der Entwicklung des Leitfadens dargestellt, gibt es Befunde, die zeigen, dass *Vertrauen*, *Kontakt* und *Hilfeerwartungen* wesentliche Aspekte einer tragfähigen *Beziehung* sind und damit einer gelingenden Kooperation. Auch scheint bedeutend zu sein, wie der Dialog gelingt bzw. die Kommunikation der beteiligten Akteure. Wendet man diese Annahmen auf die hier vorliegende Arbeit an, stellt sich die Frage, ob und wenn ja, wie genau man über Ängste miteinander sprechen kann. Auf Aussagen zu diesen Dimensionen hat folgerichtig ein besonderes Augenmerk der Auswertung gelegen. Gleiches gilt im Zusammenhang mit Aussagen zu konkreten Ängsten und deren Überwindung. Aus diesen theoriegeleiteten Themen sind folgende thematische Hauptkategorien entwickelt worden: *Angst*, *Angstabbau*, *Hilfeerwartung*, *Vertrauen*, *Beziehung*, *Dialog/ Kommunikation*. Die erste Sichtung der Texte in Phase eins hat keine zusätzliche Hauptkategorie ergeben, sondern die hier genannten bestätigt. Dennoch ist zunächst eine Kategorie *Sonstiges* vorgesehen worden, um den Blick offen zu halten. Kuckartz empfiehlt eine Testung der Hauptkategorien an einem Teil des Materials,²⁸⁰ was aufgrund der übersichtlichen Datenmenge in dieser Analyse übersprungen worden ist. Zudem erschien dieser Schritt insofern nicht notwendig, als dass die Memos keinen Hinweis auf ungeahnte Themen gezeigt haben und mit der Kategorie *Sonstiges* dennoch Raum für Unerwartetes gegeben worden ist. Der folgenden Abbildung ist das Kategoriensystem der thematischen Hauptkategorien und deren Definitionen beispielhaft zu sehen. Die Definitionen dienen der eigenen Klarheit und der Kommunikation zwischen

278 Kuckartz, 2016, S. 101

279 Kuckartz, 2016, S. 108

280 Kuckartz, 2016, S. 102

3. Empirische Befunde zur Perspektive von Eltern

verschiedenen Forschenden eines Teams.²⁸¹ Aufgrund ihres Nutzens zur Präzision der Codierung sind sowohl die Haupt- als auch die folgenden Subkategorien definiert worden. Das komplette Kategoriensystem ist der Arbeit angehängt.

Kategoriensystem der thematischen Hauptkategorien am Beispiel der Hauptkategorien *Angst* und *Angstabbau*:

Definition/ Hauptkategorie	Definition
Angst	Was macht Angst? Welche Ängste werden im Kontext Kinderschutzsituationen beschrieben? Welche in Bezug auf Beziehungen und Kooperation? Weitere Indikatoren sind: Die Angst muss als solche benannt werden (in Abgrenzung zu Unsicherheit z.B.).
Angstabbau	Was hilft dabei, Ängste abzubauen? Was hilft im Kontakt, Ängste abzubauen? Weitere Indikatoren sind: Konkrete Bezüge zum Abbau von Ängsten (in Abgrenzung zum Aufbau von Sicherheit oder Vertrauen)

Tab. 1: Kategoriensystem der thematischen Hauptkategorien *Angst* und *Angstabbau*

In der dritten Phase ist das gesamte Material anhand dieser thematischen Hauptkategorien codiert worden. In Anlehnung an Kuckartz sind alle vier Interviews komplett sequenziell durchgegangen worden, wobei inhaltstragende Textstellen den Hauptkategorien zugeordnet und im Sinne der Forschungsfrage inhaltslose Textstellen gestrichen worden sind.²⁸² Eine Sequenz entspricht dabei einem Sinnzusammenhang und kann bis zur kompletten Antwort auf eine Frage ausgeweitet werden.²⁸³ Eine Sequenz kann mehrere Inhalte umfassen, die verschiedenen Hauptkategorien zugeordnet werden können. In der Regel sollten sie dann im Gesamtzusammenhang des Interviews gesehen und verstanden werden

281 Kuckartz, 2016, S. 32

282 Kuckartz, 2016, S. 102

283 Kuckartz, 2016, S. 104

3.2. Forschungsdesign

und möglichst nur einmal codiert werden.²⁸⁴ In der hier vorliegenden Arbeit hat es der überschaubare Materialumfang zugelassen, in dieser Phase die Textstellen mehreren Hauptkategorien zuzuordnen und später anhand von Subkategorien zu differenzieren. Dieses leicht abweichende Vorgehen ist gewählt worden, um mögliche Überschneidungen und Sinnzusammenhänge zwischen den Kategorien möglichst deutlich werden zu lassen. Ein Beispiel für diesen Schritt der Codierung ist der folgende Auszug aus der thematischen Hauptkategorie *Vertrauen*:

Nr.	Textstelle
1	Genau und wenn ich, glaub ich, vorher über die Konsequenzen aufgeklärt werden würde oder, aber das geht ja nicht. Ich muss ja erst erzählen was, was Sache ist also das ist so ein bisschen das, das ist die Krucks an der Sache, ne? Also im Prinzip muss man ja eigentlich erst reden und dann kuckt man, was, was zu tun ist. (Z. 58–62)
	Deswegen weiß ich nicht, wie das Jugendamt sowas macht. Kann man ja wahrscheinlich auch nur die Leute so einschätzen und so nach dem, ja irgendwie schon auch nach dem persönlichen Gefühl gehen, ne? Was hat man für ein Gefühl? Traut man ihm das zu? Traut man ihm das nicht zu? (Z. 189–192)

Tab. 2: Ausschnitt der Codierungen zur thematischen Hauptkategorie *Vertrauen*

Die Nummer in der linken Spalte weist auf die Interviewnummer der entsprechenden Textstelle hin, die in der rechten Spalte zu finden ist.

Als nächster Schritt folgt die Beschreibung der Phasen vier und fünf des Analyseprozesses. In Phase vier werden alle codierten Textstellen einer Hauptkategorie in einer Tabelle gesammelt.²⁸⁵ In der hier vorliegenden Arbeit ist dieser Schritt direkt mit der Codierung durchgeführt worden. Kuckartz folgend, wird anhand des Materials und der Forschungsfrage entschieden, welche der Hauptkategorien in Subkategorien ausdifferenziert und damit der genaueren Analyse zugeführt werden sollen.²⁸⁶ In diesem Fall hat sich die Forscherin dafür entschieden, aus sämtlichen Hauptkategorien Subkategorien zu entwickeln. Diese Entscheidung ermöglicht es, die Analyse sämtlicher Zusammenhänge und

284 ebd.

285 Kuckartz, 2016, S. 106

286 ebd.

3. Empirische Befunde zur Perspektive von Eltern

ihre Relationen in ihrer Tiefe besser zu verstehen. Dies ist insbesondere dann der Fall, wenn die Subkategorien induktiv gebildet werden, was in dieser Forschungsarbeit von großem Interesse gewesen ist. Die Entwicklung der Subkategorien stellt die fünfte Phase der Analyse dar. Sie ist in der hier vorliegenden Arbeit induktiv in Anlehnung an die Grounded Theory²⁸⁷ nach Anselm Strauss und Barney Glaser durchgeführt worden. Sie beschreiben den induktiven Prozess der Bildung von Kategorien als ständiges Vergleichen der Vorkommnisse,²⁸⁸ also der Textpassagen. Dabei werden die Textstellen ebenfalls sequenziell durchgegangen und hermeneutisch interpretiert. In dieser Beschreibung des Vorgehens nach der Grounded Theory werden Kategorien aus dem Text gebildet und der Text dadurch in Sequenzen gebrochen.²⁸⁹ Dabei werden die Textstellen permanent miteinander verglichen, um einerseits Gemeinsamkeiten und Abgrenzungen zu erkennen und andererseits die Eigenschaften der entstehenden Kategorien zu schärfen.²⁹⁰ In der hier vorliegenden Arbeit haben die Sequenzen, die nun hermeneutisch interpretiert worden sind, bereits durch ihre Codierung entlang der Hauptkategorien bestanden. Aus ihnen heraus sind auf eine ähnliche Weise der oben beschriebenen Kategorienbildung der Grounded Theory sämtliche Subkategorien der Hauptkategorien entwickelt worden. Dafür sind zunächst hermeneutisch die Eigenschaften²⁹¹ der jeweiligen Textstelle der Hauptkategorien herausgearbeitet worden, die in einem anschließenden Schritt zu Subkategorien zusammengefasst worden sind. In diesem Vorgehen werden die Codierung des Materials nach der Methoden der strukturierenden Inhaltsanalyse und der Grounded Theory zielführend verbunden. Ein Beispiel soll diesen Vorgang veranschaulichen.

287 Glaser & Strauss, 2010

288 Glaser & Strauss, 2010, S. 119

289 ebd.

290 Glaser & Strauss, 2010, S. 120

291 Glaser & Strauss, 2010, S. 120f.

3.2. Forschungsdesign

Auszug aus der Entwicklung von Subkategorien zur Hauptkategorie *Angst*:

Nr.	Textstelle	Eigenschaften	Zusammenfassung der Eigenschaften zu Subkategorien
1	Genau, man hat ja halt die Angst vor diesen finalen Konsequenzen, die dann nicht wieder zurückzuschrauben sind, also finde ich. Also ich hätt' jetzt zum Beispiel wirklich Angst, dass, dass irgendwas passiert, entschlossen wird wie auch immer, ohne dass ich, ja. Also ich glaub so als Mutter, man hat ja wirklich Angst im Prinzip, genau, davor, dass irgendwas passiert was, eine, eine Konsequenz eingeleitet wird, die man nicht mehr so um, so umkehren kann, ne? (Z. 49–54)	Angst der Eltern vor finalen Entscheidungen, Strafen und Konsequenzen durch die Fachkräfte	Angst vor der eigenen Ohnmacht und der Macht der Fachkräfte
	Also ich hatte zum Beispiel auch Angst, mich zu öffnen, weil ich denken würde, Gott wie fassen die das auf? Wie viel Schuld trifft mich an der Situation? Was sind die Konsequenzen daraus? (Z. 56–58)	Angst, falsch verstanden oder eingeschätzt zu werden Angst vor der Konfrontation mit eigenen Schuld	Angst vor der eigenen Schuld

Tab. 3: Auszug aus der Entwicklung von Subkategorien zur Hauptkategorie *Angst*

Die Textstelle stammt aus dem Interview Nr. 1, die bereits zur Hauptkategorie *Angst* zugeordnet wurde. Aus diesem Textabschnitt konnte die Eigenschaft „Angst der Eltern vor finalen Entscheidungen, Strafen und Konsequenzen durch die Fachkräfte“ entwickelt werden. Die zweite Textstelle dieser Hauptkategorie wurde in zwei Eigenschaften überführt: „Angst, falsch verstanden oder eingeschätzt zu werden“ und „Angst vor der Konfrontation mit eigenen Schuld“. Erst nachdem sämtliche Textpassagen dieser Hauptkategorie mit Eigenschaften versehen worden sind, sind die Eigenschaften zu Subkategorien zusammengefasst worden. Im hier aufgeführten Beispiel bilden die Eigenschaft „Angst der Eltern vor finalen Entscheidungen, Strafen und Konsequenzen“

zen durch die Fachkräfte“ und die Eigenschaft „Angst, falsch verstanden oder eingeschätzt zu werden“ zusammen die Subkategorie „Angst vor der eigenen Ohnmacht und der Macht der Fachkräfte.“ Auf diese Weise sind alle codierten Textstellen sämtlicher Hauptkategorien weiterbearbeitet worden. Durch die Differenzierung in Subkategorien und die Entwicklung dieser durch ein induktives Verfahren, haben die Hauptkategorien deutlich mehr Tiefe erlangt und das interpretative Verstehen erweitert. Dabei sind die deutenden Erfindungen der Eigenschaften analytisch als sehr hilfreich anzusehen. Die Subkategoriensysteme der jeweiligen Hauptkategorien sind der Arbeit angehängt.

Mit der Codierung des gesamten Materials in Subkategorien ist diese Phase abgeschlossen. Kuckartz schlägt vor, die Subkategorien anhand eines Ausschnittes des Gesamtmaterials zu entwickeln, an einem weiteren Teil zu überprüfen und dann als sechste Phase das Restmaterial daraufhin zu codieren.²⁹² Aufgrund der hier vorliegenden Datenmenge konnten die Subkategorien direkt aus den codierten Textstellen heraus entwickelt werden, weshalb die Zwischenschritte in dieser Analyse nicht nötig gewesen sind und die Phasen vier, fünf und sechs vermischt werden konnten, ohne die gewünschte Qualität der Auswertung zu verlieren.

Als nächster Schritt sind anhand der zu Haupt- und Subkategorien codierten Textstellen fallbezogene thematische Zusammenfassungen²⁹³ vorgenommen worden. Dafür sind Tabellen genutzt worden, die sämtliche codierte Textstellen einer interviewten Person den Hauptkategorien zuordnen. Dadurch ist es möglich gewesen, die Aussagen gleichzeitig fallbezogen und themenbezogen zusammenzufassen. Dieser Analyseschritt ist ein weiterer interpretativer Vorgang, der hilft, thematische Zusammenhänge auf Grundlage der Fallgeschichten zu verstehen. Aufgrund des Umfangs des so entstandenen Materials können hier nur Ausschnitte zur Verdeutlichung gezeigt werden. Hier beispielsweise die thematische Zusammenfassung zu *Vertrauen* aus dem ersten Interview:

292 Kuckartz, 2016, S. 110

293 Kuckartz, 2016, S. 111–115

„Interviewte Nr. 1 bringt grundsätzlich ein solides Misstrauen in den Kontakt zu Fachkräften, insbesondere zu denen des Jugendamtes mit. Sie rechnet damit, dass sie sich zwar positiv äußern, hinter dieser Fassade jedoch etwas ganz anderes denken, was ihr irgendwann zum Nachteil werden könnte. Sie bräuchte ganz viel Zuspruch und Entschuldigung für vergangenes Verhalten sowie Einladungen, gemeinsam an Lösungen für die Zukunft zu arbeiten, um mit der Zeit mehr Vertrauen zu fassen. Ein Rest an Misstrauen würde wahrscheinlich dennoch bleiben.“

Mit dieser Methode sind zu allen vier Interviews und allen sechs Hauptkategorien fallbezogene thematische Zusammenfassungen vorgenommen worden.

Im Folgenden werden die letzten beiden Formen der Analyse dargestellt, die Anwendung gefunden haben. Dabei handelt es sich um weitere Formen der einfachen und komplexen strukturierenden Inhaltsanalyse der Hauptkategorien, ihrer Subkategorien sowie von zwei- oder mehrdimensionalen Zusammenhängen zwischen Haupt- und Subkategorien, in der Durchführung ebenfalls an Kuckartz angelehnt.²⁹⁴ Die erste dieser beiden Analyseformen nimmt je eine Hauptkategorie mit ihren Subkategorien ins Zentrum der Betrachtung und sucht nach inhaltlichen Aussagen an sich, ohne nach wechselseitigen Relationen zwischen den Subkategorien zu suchen.²⁹⁵ Es geht vielmehr zunächst um die Interpretation der Inhalte, dessen, was gesagt wird und wie es gesagt wird.²⁹⁶ In der inhaltlich strukturierenden Inhaltsanalyse nach Kuckartz können in weiteren Analyseformen Zusammenhängen zwischen den Hauptkategorien und den Subkategorien auf verschiedenen Ebenen hergestellt werden. Das geht sowohl auf zweidimensionaler Ebene, indem zwei Codes verbunden werden, als auch mehrdimensional, indem drei oder mehr Kategorien aufeinander bezogen werden.²⁹⁷

294 Kuckartz, 2016, S. 118–121

295 Kuckartz, 2016, S. 118

296 ebd.

297 Kuckartz, 2016, S. 119f.

3. Empirische Befunde zur Perspektive von Eltern

Betrachtet man die Ebene der Hauptkategorien der hier vorliegenden Analyse, ist festzustellen, dass sie teilweise sogar sehr eng miteinander in Verbindung stehen. Bereits in der Hauptkategorie *Angst* finden sich Relationen und Schnittmengen zur Hauptkategorie *Beziehung*, aber selbstverständlich auch zu *Angstabbau* und auch zu *Vertrauen* und *Dialog/ Kommunikation*. Genau genommen lässt sich jede Hauptkategorie mit den anderen verbinden. Um die Relationen in ihrer Tiefe und Bedeutung und auch in ihren Details besser zu verstehen, sind sie daher in dieser Arbeit zügig auf der Ebene der Subkategorien miteinander betrachtet worden. Orientiert an Kuckartz werden mit diesem Vorgehen zwei Analyseformen miteinander verbunden: die Analyse der Zusammenhänge zwischen den Hauptkategorien und die Untersuchung von Relationen zwischen den Subkategorien. Einige Ergebnisse dieses Analyseschrittes werden im Unterkapitel 3.3.1. dargestellt.

Nach dem zweidimensionalen Verbinden von Kategorien ist nach mehrdimensionalen Relationen geschaut worden. In diesem Analyseschritt, den Kuckartz „Konfiguration von Kategorien untersuchen“²⁹⁸ nennt, werden Verbindungslinien von drei oder mehr Kategorien, auch von Subkategorien, gezogen. Auch hier sind in der Durchführung zeitgleich Haupt- und Subkategorien untersucht worden, um direkt mehr Tiefe in der Analyse zu erlangen. Ebenfalls aufgrund der teilweisen mehrfachen Codierung derselben Textstellen, erschien die Verbindung dieser Schritte sinnvoll. Auf Ergebnisse dieses Analyseschrittes wird in Unterkapitel 3.3.2. eingegangen.

Mit der mehrdimensionalen Analyse von Kategorien und Subkategorien ist die Auswertung des Materials abgeschlossen gewesen. Mithilfe explizierter Auszüge aus dem Material und der Analyse werden im Unterkapitel 3.3. für die Fragestellung wesentliche Forschungsergebnisse aufgezeigt.

298 Kuckartz, 2016, S. 120

3.3. Forschungsergebnisse

Die Forschungsergebnisse werden in zwei Schritten dargestellt, ohne weiter auf die zugrundeliegende Methode einzugehen. Zunächst werden aussagekräftige Relationen innerhalb der Hauptkategorien entwickelt und im zweiten Schritt weitere hinzugenommen, sodass mehrdimensionale Zusammenhänge der Inhalte verdeutlicht werden. Im Anschluss gibt es eine kurze Pointierung der Ergebnisse mit Blick auf die Fragestellung und schließlich Einschätzungen zu deren Belastbarkeit.

3.3.1. Ergebnisse entlang der Hauptkategorien inklusive der Zusammenhänge ihrer Subkategorien

Wie im Unterkapitel 3.2.2.5. bereits benannt, sind insgesamt sechs Hauptkategorien gebildet worden. Sie alle sind in Subkategorien ausdifferenziert worden. Der hier aufgegriffene Analyseschritt wertet bedeutende Inhalte der Hauptkategorien aus und trifft weitere interpretative Aussagen zu Relationen und Zusammenhängen innerhalb der Hauptkategorien auf Ebene der Subkategorien.²⁹⁹ In allen sechs Hauptkategorien handelt es sich um thematische Kategorien, die deduktiv theoriegeleitet entwickelt worden sind. Die Codierung sämtlicher Interviewtextstellen hat keine zusätzlichen Kategorien hervorgebracht. Das zeigt, dass in keinem Interview offene Räume zum Erzählen dafür genutzt worden sind, neue Themen einzubringen, mit denen die Forscherin nicht gerechnet hat. In der Differenzierung der Hauptkategorien zu Subkategorien lassen sich jedoch interessante Details und auch Überraschungen finden.

Anhand der Definitionen der Subkategorien lassen sich bereits einige Befunde erkennen. Besondere Auffälligkeiten und Relationen werden hier herausgestellt. Die Reihenfolge der Darstellung der Ergebnisse entlang der Hauptkategorien ist bewusst gewählt und deutet inhaltliche Bezüge bereits an. Die Hauptkategorien werden in folgender Reihenfolge

299 Kuckartz, 2016, S. 118f.

ge betrachtet: *Angst, Angstabbau, Hilfeerwartung, Vertrauen, Beziehung* und *Dialog/ Kommunikation*. Begonnen wird folglich mit der Hauptkategorie *Angst* und ihren Subkategorien.

Die Hauptkategorie *Angst* bringt zunächst hervor, dass sich die meisten genannten Ängste im Verhältnis zwischen der Interviewten und Fachkräften verorten lassen. Einige andere, nicht minder bedeutende Ängste, beziehen sich auf die interviewte Person selbst oder ihr Verhältnis zum Kind bzw. den Kindern. Hervorzuheben ist, dass drei von vier Interviewten große Angst davor äußern, ihre Kinder bzw. ihr Kind vom Jugendamt weggenommen zu bekommen. Die vierte Person transportiert diese Ängste, indem sie von Bekannten berichtet, die davon betroffen seien. Damit einhergeht stets die Angst, nichts gegen diese Entscheidung der Fachkräfte tun zu können:

„Also die Kinder gehören einfach zu den Eltern und man hat irgendwie Angst, dass das genommen wird, dass das irgendwie vom Staat oder von anderen ein also ja von anderen Ebenen einfach dieses Recht ausgehebelt wird und man dann so ein bisschen ohnmächtig ist dann ist zu spät. Dann kann man nichts mehr tun.“³⁰⁰

Neben der Angst vor Verlust und Trennung sind hier Ohnmachtsempfindungen und Willkür bedeutend. Alle sind eng miteinander verbunden. Alle vier interviewten Personen beschreiben darüber hinaus Ängste vor der negativen Bewertung durch die Fachkräfte, deren Willkür oder Bestrafung der Interviewten für deren Verhalten bzw. Nichtverhalten. Auch wenn sie bei der jeweiligen Interviewten unterschiedlich gewichtet und ausgeprägt zu sein scheinen, empfinden alle vier eine diesbezügliche Ohnmacht den Fachkräften gegenüber. Durch die den Fachkräften von Jugendämtern unterstellte Entscheidungskompetenz über den Verbleib von Kindern im familiären Zusammenhang, wird insbesondere diesen Fachkräften eine große Macht zugesprochen. Eng verbunden ist damit die Angst, zu etwas gezwungen zu werden, was man selbst nicht will oder für die eigenen Kinder nicht will, als eine weitere Form der befürchteten Unterdrückung und Entmündigung.

300 Interview Nr. 1, Zeilen 73–77

„aber man hat natürlich trotzdem die Angst, wenn ich nicht zum Beispiel, sagen wir mal, mit meiner Psychologin das Thema meine Vergangenheit auffächern, was ich nicht möchte. Meine Angst einfach ist, dass das Jugendamt irgendwann sagt ‚na okay, wenn Sie das nicht mitmachen, nehmen wir ihnen (Name des Sohnes) weg.‘ Diese Angst steckt noch bei mir drinne, ne?“³⁰¹

Eine Unterscheidung zwischen den verschiedenen Rollen von Fachkräften und dazugehörigen Befugnissen wird von den Interviewten durchaus vorgenommen, sodass Fachkräfte freigemeinnütziger Träger oder anderer Stellen als weniger mächtig erlebt werden.

Gleichzeitig werden alle vier interviewten Mütter von der Angst begleitet, nicht genügend oder sogar keine Hilfe zu erhalten. Sie fürchten, von den Fachkräften enttäuscht und hängen gelassen zu werden. Dazu gehört die Angst bezüglich der familiären Situation, dass ohne die erhoffte Hilfe alles noch viel schlimmer werden könnte. Zwei Teilnehmende berichten von großen Anstrengungen ihrerseits, überhaupt Hilfe zu bekommen. Diese ambivalent in Bezug stehenden Angst-Eigenschaften scheinen sich in ihrer Bedeutung für die jeweiligen Interviewten in etwa die Waage zu halten. Es scheint so, als schwankten die Interviewteilnehmenden insbesondere zu Beginn des Hilfeprozesses zwischen der Angst vor der Macht der Fachkräfte einerseits und der Angst, keine Hilfe zu bekommen andererseits.

Andere Ängste beziehen sich nicht oder nicht direkt auf das Verhältnis der Interviewten zu den Fachkräften. So beispielsweise die Angst vor eigenen Fehlern, die schlimme Konsequenzen nicht nur im Sinne der Bestrafung haben, sondern auch den eigenen Kindern Schaden zufügen könnten. Oft wird sie zusammen mit der Angst genannt, mit der eigenen Schuld konfrontiert zu werden bzw. dem Gefühl, diese Schuld bereits zu empfinden. Eine Mutter sagt dazu:

„Deswegen hab ich auch das alles gar nicht mehr erzählt, erstmal glaubt es, glaub ich, dann keiner mehr und zweitens ist das dann wie gesagt, ja, macht man sich halt selber auch genug Vorwürfe und

301 Interview Nr. 4, Zeilen 43–49

3. Empirische Befunde zur Perspektive von Eltern

hat dann irgendwie Angst, dass das irgendwie auch Konsequenzen hat. Ja also ich glaube deswegen erzählt man auch nicht viel so, weil man selber weiß, dass man ja auch Mist gebaut hat und ein Teil irgendwie auch man selber Schuld hat, ne? Wie die ganzen Sachen, ja.“³⁰²

Es wird deutlich, dass alle vier Interviewteilnehmenden sich sehr bewusst über eigene Anteile an der Situation sind. Sie empfinden dies als Bürde, die auf ihnen lastet, die gleichzeitig Scham in ihnen auslöst. Es wird jedoch mehr von Mut berichtet, der geholfen hat, trotz der Ängste Kontakt aufzunehmen oder über Schwieriges zu sprechen, weshalb die Subkategorie „Elternmut“ erfunden worden ist. Teilweise ist auch der Versuch unternommen worden, sich in die Perspektive der Fachkräfte hineinzusetzen und sich vorzustellen, welche Ängste dort wirksam sein könnten. Dabei ist überwiegend Verständnis für die schwierige und möglicherweise auch beängstigende Situation von Fachkräften des Jugendamtes aufgebracht worden. Es wurde von drei Interviewten anerkannt, dass Fachkräfte es beängstigend finden könnten, Entscheidungen zum Verbleib von Kindern treffen zu müssen, ohne die Gewissheit zu haben, ob diese Entscheidung richtig ist. Lediglich im zweiten Interview äußert die Mutter keinerlei Verständnis und auch kaum Interesse an Ängsten von Fachkräften.

Die im Folgenden zitierte Textpassage zeigt die Komplexität der zusammenwirkenden Ängste besonders deutlich:

„Aber man versucht halt, wie soll ich sagen, man hat halt Angst. Man hat, man geht da mit Angst hin, man wird falsch eingeschätzt, falsch beurteilt. Ja das ist halt eine große Macht, die man da so, der man da so gegenübersteht. Man weiß eigentlich gar nicht, wie groß die Macht ist.“³⁰³

Die Analyse der Hauptkategorie *Angstabbau* liefert Hinweise dazu, was die Interviewten als hilfreich empfinden, um Ängste abzubauen. Dabei

302 Interview Nr. 1, Zeilen 470–475

303 Interview Nr. 1, Zeile 82–85

greifen sie sowohl auf eigene Erfahrungen zurück als auch auf Gedankenspiele dazu, was sie sich als hilfreich vorstellen können. Die Subkategorien „Transparenz“, „Sicherheit durch Zusagen schaffen“ und „aktive Aufklärung“ lassen deutlich eine offene und offensiv beruhigende Kommunikation als eine wesentliche Dimension in Erscheinung treten. Transparenz darüber herzustellen, was die nächsten Schritte sind, die Einschätzungen sowie die Hilfeintention der Fachkräfte, wird als sehr beruhigend und förderlich für den Abbau von Ängsten empfunden. Insbesondere ist die Betonung hilfreich, dass die Fachkräfte die Kinder nicht wegnehmen, die Eltern bestrafen, zwingen oder sonst wie schwere Konsequenzen ziehen wollen. Damit einhergeht der Wunsch nach unaufgeforderter Aufklärung über die jeweiligen Rechte der Eltern und der Fachkräfte, die Aufschluss über tatsächliche Machtverhältnisse geben sollen. Die beruhigende Wirkung von Machtangleichungen zeigen auch die Subkategorien „Fachkräfte und Eltern auf Augenhöhe verbinden“ und „Eltern wertschätzen und anerkennen“. In diesen beiden Subkategorien wird sehr deutlich, wie stark die Aufwertung der sich als ohnmächtig empfindenden Eltern angstabbauend wirken kann. Es scheint fast so zu sein, dass das Gefühl, sich auf Augenhöhe zu treffen und in der eigenen Leistung als Mutter anerkannt und gleichsam als Partnerin der Fachkräfte betrachtet zu werden, bereits Ängste nehmen kann. Allerdings wird gleichzeitig von allen vier Interviewten berichtet, dass eine Restangst wohl den gesamten Hilfeprozess lang bestehen bleiben werde. Trotzdem können im Prozess positive Effekte entstehen, wie drei von vier Müttern beschrieben haben. Sie haben mit der Zeit und den dabei gesammelten Erfahrungen, dass ihnen oder ihrer Familie nichts Schlimmes passiert, Ängste abbauen können:

„Also ich hab aus der ganzen Situation einfach nur gelernt, es ist alles nicht so schlimm, wie es gesagt wird. Man kann mit den Leuten reden, die können einem auch weiterhelfen. Aber also ich, ich hatte mehr Angst als, die Ängste haben sich abgebaut im Laufe der Zeit also schon. Aber puh. Ja vielleicht ist da das Mittel der Wahl, dass man irgendwie versucht einfach miteinander in Kontakt zu treten

und dass man dann durch die Erfahrung lernt, es passieren gar nicht so schlimme Dinge sag ich mal.³⁰⁴

Insofern spielt der Faktor Zeit für den Angstabbau, wenn er mehrere positive Erfahrungen mit sich bringt. Als ebenfalls sehr hilfreich wird benannt, den Kontakt über vertraute Personen zu gestalten, die helfen, eine Brücke ins Hilfesystem zu bauen. Die persönliche Verbindung mit bekannten Personen aus dem privaten oder auch dem professionellen Kontext wird als angstmildernd beschrieben, da diese einen Vertrauensvorschluss ermöglichen und das Gefühl geben, nicht allein zu sein in der schwierigen Situation der Kontaktaufnahme. Hier lassen sich erste Verbindungen zu den Hauptkategorien *Beziehung* und *Vertrauen* erkennen, auf die an späterer Stelle eingegangen wird. Zunächst eine Auswertung der Hauptkategorie *Hilfeerwartungen*, da diese Dimension gerade zu Beginn eines Kontaktes bedeutsam zu sein scheint.

Die in den Interviews formulierten Erwartungen an Fachkräfte generell ähneln sich auffallend stark zwischen den Interviewten. Darüber hinaus fällt auf, dass die Erwartungen zwar nicht besonders hoch ge-griffen scheinen, aber doch in ihrer Kombination herausfordernd für Fachkräfte sein können. Im Grunde erwarten alle vier Interviewten, dass Fachkräfte stark und kompetent sind, was unter anderem bedeutet, zu jeder Zeit die Situation und die Hilfebedarfe gut einschätzen und Wege aus der schwierigen Situation aufzeigen zu können. Das bedeutet auch, mit genügend Fachkompetenz und Ressourcen ausgestattet zu sein und nicht zu oberflächlich zu bleiben, wenn es um die Wahrnehmung der familiären Unterstützungsbedarfe geht. Diese Erwartung wird stärker formuliert im Zusammenhang mit dem eigenen Empfinden, schwach, am Ende und kraftlos zu sein. Dieser Zusammenhang besteht in allen vier Interviews direkt und proportional. Je kraftloser sich die Mutter gefühlt hat, umso größer ist die Erwartung an eine starke Fachkraft gewesen, die eine Retter:innenrolle zugeteilt bekommt. Zu der erwarteten Kompetenz gehört für alle vier Teilnehmenden dazu, dass Fachkräfte in Fällen von Kindeswohlgefährdung die Schutzbedürf-

304 Interview Nr. 1, Zeilen 147–153

nisse der Kinder durchsetzen sollen, auch gegen den Willen der Eltern. Dabei wird in diesen Aussagen eher auf andere Familien verwiesen und nicht auf die eigenen Kinder. Für sie selbst erwarten alle vier Interviewten, dass ihnen die Fachkräfte empathisch und verbindlich zur Seite stehen und mit ihnen eine Hilfspartnerschaft bilden. Verbindlichkeit bedeutet in diesem Zusammenhang durchaus auch, an den Eltern und der Familie „dran zu bleiben“, sich nicht so leicht abschütteln und täuschen zu lassen. Eine Mutter beschreibt, wie eine befreundete Familie den Kontakt der Fachkräfte zu den Kindern unterläuft und meint dazu, sie wäre bei ihren Familienhelfer:innen damit nicht durchgekommen:

„das wäre auch nicht so gewesen. Die? Nee. Keine Chance, dass ich (lacht) damit durchgekommen wäre, über Monate hinweg irgendwie die Kinder nicht zu präsentieren und irgendwie, dass es keine Gespräche gibt mit dem Amt, bei Kindern die schon sprechen können.“³⁰⁵

Fachkräfte sollen verlässlich sein und prompt auf Hilfebedürfnisse von Eltern reagieren, sie auffangen und dann konsequent stützend und stärkend begleiten, ergeben diese Auswertungen. Dabei ist es insbesondere der Person im zweiten Interview wichtig, dass die ganze Familie gesehen wird und Unterstützung bekommt:

„Ich glaube, wenn jemand dort anruft und den kleinsten Hilfeschreier ruft, dann muss man demjenigen irgendwas anbieten. Und man darf sich, sicherlich muss man sich um die Kinder kümmern, aber man muss sich auch um die Eltern kümmern.“³⁰⁶

Auch wenn die anderen drei Interviewten diese Sicht ebenfalls durchscheinen lassen, betont die zweite Interviewte sie sehr. Sie ist gleichzeitig die einzige, die in ihren Hilfeerwartungen fast ausschließlich Enttäuschung erfahren hat bzw. diese sehr stark hervorhebt. Daraus scheint sich ihre hohe Erwartung an kompetente und souveräne Fachkräfte zu speisen. Für sie scheint völlig unerheblich zu sein, ob Fach-

305 Interview Nr. 3, Zeile 662–665

306 Interview Nr. 2, Zeile 294–296

3. Empirische Befunde zur Perspektive von Eltern

kräfte auch mal schwache Momente haben. Sie möchte das weder wissen noch sonst zur Kenntnis nehmen müssen und begründet dies mit ihren Erwartungen und der eigenen Bedürftigkeit. Die anderen drei Interviewteilnehmenden haben sich etwas besser darauf einlassen können, dass Fachkräfte trotz aller Erwartungen an ihre Professionalität auch mal Fehler machen können oder Gefühle wie Ängste haben. Aussagen, die in diese Richtung gehen, wirken jedoch eher wie bewusst getroffene Zugeständnisse als tatsächliche implizite oder explizite Erwartungen an die Fachkräfte.

„Das sind ja auch Menschen. Die dürfen auch Gefühle haben und zeigen. Ich mein, ich find, ich find das gut, wenn man so Ge, sag ich mal Gefühle da zeigt, weil ich mein, ich hab immer früher gesagt, die haben das alles aus einem Buch, was sie mir da erzählen und ich finde schon, dass da Gefühle zugehören und dass man da drüber sprechen kann. Also ich finde sogar, das ist ganz wichtig.“³⁰⁷

Jedenfalls ändert dies nichts an der grundsätzlichen Erwartung der kompetenten Hilfestellung durch die Fachkräfte, die sich durch alle vier Interviews zieht. Die subkategorische Eigenschaft der Enttäuschungen zeigt, wie diese entstehen, weil sich eine Hilfesuchende nicht gesehen oder nicht verstanden gefühlt hat und folgerichtig keine der erwarteten Unterstützungen erfahren hat. Enttäuschte Erwartungen geben in jeder dazu getätigten Aussage direkte Verbindungen zum Abbruch der Kooperation oder zumindest zu heftigem Widerstand als Reaktion an. Im ersten Interview ist es ein Kind, das sich nach der Enttäuschung langfristig wütend verweigert, weiter zu kooperieren und im zweiten Interview ist es die Interviewte selbst, die nach mehreren enttäuschenden Anläufen beschließt, keine weiteren Versuche zu unternehmen, um Hilfen zu bekommen. Dieser Zusammenhang führt die Analyse zunächst zur Hauptkategorie *Vertrauen*, bevor sie sich der *Beziehung* zuwendet.

Die Hauptkategorie *Vertrauen* umfasst einerseits Eigenschaften und Subkategorien zum eigenen Erleben der Interviewten hinsichtlich ver-

307 Interview Nr. 4, Zeilen 215–219

schiedener Aspekte dieser Dimension und andererseits konkrete Ideen, was Fachkräfte tun können, um Vertrauen zu stärken. Im Erleben findet sich ein unterschiedlich starkes, jedoch bei allen Teilnehmenden sichtbares, Misstrauen den Fachkräften gegenüber wieder. Es bezieht sich darauf, dass die Fachkräfte möglicherweise nur eine wohlwollende Fassade zeigen. Dazu kommen Gedanken, was sich Fachkräfte untereinander über sie sagen oder heimlich notieren könnten, wovon die Eltern nichts wissen und was für sie negativ besetzt ist. Dieses Misstrauen wurde von drei Interviewten beschrieben. Interviewteilnehmende Nummer 1, 2 und 3 beziehen Misstrauen auch auf die Erfahrung, dass ihnen Misstrauen entgegengebracht worden ist bzw. sie sich nicht sicher waren, ob sie ihr Anliegen glaubhaft machen könnten, ohne dass es als Bumerang zu ihnen zurückkommt. Somit hat Misstrauen in seinen hier formulierten Eigenschaften einen wechselseitigen Bezug zwischen Eltern und Fachkräften. Insbesondere gilt das dort, wo die erste Person ihr Misstrauen den Fachkräften gegenüber nicht offen machen wollte, weil sie der Reaktion misstraute. Die gleiche Gegenseitigkeit gilt für die Subkategorie „Zutrauen“. Drei von vier Interviewteilnehmenden bringen Aussagen zur Subkategorie „Zutrauen“ ins Interview ein. Die Eigenschaften bewegen sich dabei einerseits um ein Zutrauen in Richtung der Fachkräfte und andererseits in Richtung der Eltern selbst. Sie erzählen davon, dass sie sich und den Fachkräften ein wenig die eigene Situation zutrauen und zumuten müssen, um überhaupt miteinander in einen Hilfeprozess zu kommen. Gleichzeitig wünschen sich alle vier, dass ihnen Zutrauen entgegengebracht wird, beispielsweise auch schwierige Themen offen anzusprechen oder Krisen zu überwinden. Interviewte Nummer 2 bringt neben Aussagen, die mit „Misstrauen“ codiert worden sind als einzige Person mehrere Aussagen ein, die mit „Enttäushtes Vertrauen“ codiert worden sind. Dahinter verbergen sich Eigenschaften, die zeigen, dass sie mehrfach enttäuscht wurde, da die Fachkräfte entweder gar nicht halfen oder aufgrund von oberflächlicher Bearbeitung unpassende Angebote gemacht haben oder nicht offen über Problematiken mit dem Kind gesprochen haben.

3. Empirische Befunde zur Perspektive von Eltern

Alle vier Interviewten äußern mehrere Ideen oder Erfahrungen, die helfen, Vertrauen aufzubauen und geben teilweise Tipps. Es hat sich herausgestellt, dass alle Vier es als vertrauensbildend ansehen, wenn auf ihr Hilfeanliegen eine prompte und ernstgemeint tragfähige Hilfe angeboten wird. Dazu gehört auch, die Eltern sowie die Kinder mit ihren Bedarfen gut wahrzunehmen, sich empathisch zu zeigen, Schutzbedarfe auch von Eltern gelten zu lassen und ihnen eine positive Resonanz für ihre bisherigen Leistungen als Eltern zu geben. In Interview Nummer 2 wird dazu gesagt:

„Ich glaub, dass sie besser Vertrauen schaffen können, indem sie einfach, indem die Leute da sind und indem sie einfach mal versuchen, sich in deren Situation einzufühlen. Das würde mehr bringen.“³⁰⁸

Vertrauensfördernd wirkt sich nach Aussage einer Mutter auch aus, wenn die Fachkräfte von sich aus die Eltern für deren Fehlverhalten entschuldigen und betonen, dass sie sie nicht bestrafen, sondern nun gemeinsam mit ihnen nach vorne schauen wollen. Auch das Erscheinungsbild der Fachkräfte ist bedeutend und kann auf dessen Aussagekraft in Bezug auf Respekt der Eltern und Anerkennung der schwierigen Situation, in der sie sich selbst sehen, in den Blick genommen werden. Dieser Aspekt wurde von Interviewpartnerin Nummer 3 benannt. Teil der konkreten Hinweise und gleichzeitig einer eigenen Subkategorie zugeordnet, ist der Aspekt der Aufklärung. Aufklärung über Rechte, Einschätzungen und Vorhaben durch die Fachkräfte können nach Aussagen aller vier Interviewten eine vertrauensbildende Wirkung haben.

Die Subkategorien der Hauptkategorie *Beziehung* bilden im Grunde verschiedene Phasen von Kooperationsbeziehungen ab. Mit insgesamt 96 Aussagen, die hier codiert worden sind, ist sie die mit Abstand umfangreichste Hauptkategorie. Die Subkategorie „Beziehungsbeginn“ bezieht sich auf Aussagen, die den Beginn einer gelingenden Beziehung beschreiben. Sie steht in Abgrenzung zur Subkategorie „Keine

308 Interview Nr. 2, Zeilen 326–328

Beziehung“, in der Momente zusammengefasst werden, in denen eine Kontaktaufnahme entweder nicht versucht worden ist, aus unterschiedlichen Gründen nicht zu einer tragfähigen Kooperationsbeziehung geführt haben oder bestehende Beziehungen, die abgebrochen worden sind. Die hier summierten Eigenschaften zeigen auf, dass Beziehungen dann nicht zustande gekommen oder abgebrochen worden sind, wenn sich die Interviewten nicht verstanden oder nicht gesehen gefühlt haben in ihrem Hilfeanliegen oder enttäuscht worden sind. Dies ist immerhin in 15 von 96 Aussagen der Fall. Die Subkategorie „Beziehungsbeginn“ zeigt auf, dass in allen vier Fällen jeweils Beziehungen zu unterschiedlichen Fachkräften angefangen worden sind. Oft geschah dies aufgrund der mutigen Überwindung der Interviewten, in einem Fall durch brückenbauende Empfehlungen (Interview 2) und in einem weiteren durch die direkte unterstützende Begleitung durch eine vertraute Person (Interview 3). Die zwei anderen Interviewten nahmen mehr oder weniger notgedrungen den Kontakt auf. Interviewerin Nummer 1, da sie sich und die Kinder aufgrund eines Trennungskonfliktes in Not sah und Interviewte Nr. 4, da sie eine beim Jugendamt gemeldete Kindeswohlgefährdung widerlegen wollte. Diese Erzählung hat darüber hinaus zu der Subkategorie „Kooperation ohne Beziehung geführt“, da sie belegt, dass die Mutter sich zwar schnell auf die Kooperation eingelassen hat, die jedoch lange nicht zu einer vertrauensvollen Verbindung zu jemandem aus dem Hilfesystem geführt hat. Die Eigenschaften dieser Subkategorie zeigen zudem, dass einige Beziehungen später scheiterten, wobei die Gründe sich sehr mit denen in der Subkategorie „Kein Kontakt“ überschneiden. Interviewte Nummer 2 und 3 haben zu Beginn regelrecht um den Kontakt und die erhoffte Beziehung kämpfen müssen. Dazu ein Auszug aus Interview Nummer 2, wo beschrieben wird, was die Interviewte zu einer Fachkraft im Jugendamt am Telefon sagt, nachdem sie die zugesagte Unterstützung nicht erhalten hat und sich mutig vorgewagt hatte:

„es kann nicht wahr sein! Ich möchte mit der Chefin sprechen. Es kann nicht sein, dass man mich so im Regen stehen lässt und wenn man mich anruft und sagt, es tut uns leid, Frau (Name). Wir

können für Sie nichts tun. Das ist in Ordnung, aber mich einfach im Regen stehen zu lassen, nachdem ich zweimal meine komplette Geschichte erzählt hab, das find ich das geht nicht.“³⁰⁹

Im Laufe der Interviews lassen sich Aspekte identifizieren, die auf „Gefährdungen von Beziehungen“ als relevanter Subkategorie hinweisen. Demnach ist eine Kooperationsbeziehung ins Wanken geraten, da die Mutter sich durch die Fachkraft kontrolliert fühlte. Ein weiteres Gefährdungsmoment ist darin zu erkennen, dass sich dieselbe Mutter im Statusvergleich zwischen sich und den Fachkräften als minderwertig oder abgehängt empfunden zu haben schien. Dies können laut Interviewpartnerin Nummer 3 Gründe sein, sich nicht oder nur skeptisch auf eine Arbeitsbeziehung zu Fachkräften einzulassen. Auch in diesem Aspekt lässt sich erkennen, dass ein Gefälle zwischen den Kooperationspartner:innen hinderlich ist für eine tragfähige Beziehungsgestaltung. Interview Nummer 1 lässt sich derart ergänzen, dass auch das Gefühl der Abhängigkeit von der Willkür der Fachkraft und ihrem Wohlwollen sowie die Angst vor Zwang eine Gefährdung für eine Beziehung sein können. Unter den Gefährdungen lassen sich somit vor allem Aspekte finden, die auf ein asymmetrisches Machtverhältnis deuten. Als tragfähig wird eine Kooperationsbeziehung dann betrachtet, wenn sie eine Gegenseitigkeit aufweist und von verbindlicher Wertschätzung, Empathie und Anerkennung getragen ist. Mit ihren 54 von 96 Aussagen macht diese Subkategorie mehr als die Hälfte der Aussagen aus. Alle vier Interviewten tragen eine Menge zusammen zu der Frage, was die Beziehungen zwischen ihnen und Fachkräften stärkt. In drei von vier Fällen ist es mit der Zeit zu einem tragfähigen Bündnis gekommen, da gute Erfahrungen miteinander gesammelt werden konnten und Vertrauen wachsen konnte. Diese drei Interviewten empfinden auch durch eine offene Kommunikation von Schwierigkeiten, Sorgen und Ängsten der Fachkräfte als eine Wertschätzung, weil sie dies als gegenseitiges Ernstnehmen und Vertrauen empfinden. Interviewte Nummer 2 legt nach eigener Aussage ebenfalls Wert auf Offenheit, kann jedoch nur

309 Interview Nr. 2, Zeilen 147–151

minimal auf in diesem Sinne positive Erfahrungen mit Fachkräften zurückgreifen. Bei diesem Aspekt ist auffallend, dass er eng verknüpft wird mit dem Grad der Beziehung. So wird im dritten und im vierten Interview deutlich unterschieden zwischen einer engeren Beziehung zur Fachkraft eines freien Trägers einerseits und der eher oberflächlichen Beziehung zur Fachkraft des öffentlichen Kinder- und Jugendhilfeträgers. Zunächst folgt ein Auszug aus Interview Nummer 3. Es handelt sich dabei um die Antwort auf die Frage, wie es wäre, wenn im Unterschied zum Jugendamt die Fachkräfte der Sozialpädagogischen Familienhilfe ihrerseits Ängste äußern würden:

„Anders. Das wär emotional anders, glaub ich, um, um, im ersten Gedanken. Da würd' ich sagen, das, das wär anders. Die wäre dann ja zu dem Zeitpunkt, wo sie das äußert, ja schon hier weiter integriert. Das ist ja nicht, wir treffen uns im Büro wie beim Fallmanager und wir sitzen hier mit einem Schreibtisch zwischen uns und hier sowieso mit so einem Blutdruck von 180 in das Gebäude rein. Das ist ja ganz anders. Das ist ja viel zwischenmenschlicher, also die würd' ich auch ernst, also was heißt ernst nehmen, das andere auch, aber das andere würde mir eher Sorge machen dabei. ‚Eh?‘ (überrascht) Ja, so ‚du bist hier jetzt der Puffer.“³¹⁰

Dieser deutliche Bezug zu unterschiedlichen Näheverhältnissen zeigt sich auch an anderen Stellen häufig. Dazu zunächst ein weiteres Zitat. Es zeigt, wie die Person des vierten Interviews die Beziehung zu ihrer SPFH-Fachkraft mittlerweile sieht:

„Und bei ihr war das so, ja das ist die, die Tipps und Rats, die nehm' ich gerne an und ich fühl mich dabei wohl. Als ob ich sie ewig schon kenne, das ist, ja. Also ich weiß, sie ist meine Familienhilfe, aber es ist schon ja, für mich so freundschaftlich schon so, ja.“³¹¹

310 Interview Nr. 3, Zeilen 519–526

311 Interview Nr. 4, Zeilen 144–145

3. Empirische Befunde zur Perspektive von Eltern

Diese Person beschreibt ihr Verhältnis zum Case Management (CM) des Jugendamtes als quasi nicht existent:

„Wenn man da die denn mal erreicht (kichert). Ja viel mit dem Jugendamt hab ich eigentlich gar nicht zu tun, außer wir treffen uns mal mit denen oder die Berichte werden geschrieben. Eigentlich hab ich mit der Frau L. (Case Manager:in Jugendamt, kurz CM) ja gar nicht soweit zu tun. Außer eben, dass sie sagt ja das und das möchte sie gern, dass es erledigt wird.“³¹²

Folgt man weiteren Aussagen der Interviews, wird die Verbundenheit zu Fachkräften auch dadurch gestärkt, dass eine persönliche Ebene entwickelt wird, auf deren Grundlage man gemeinsam „bei der Stange bleibt“ und auch Täler und Krisen durchwandern kann. Dafür ist besonders wichtig, dass sich die Eltern auf Augenhöhe erleben und die Fachkräfte an ihrer Seite und nicht als Gegenüber. Zur Veranschaulichung folgen zwei weitere Zitate:

„Ach Frau E. (SPFH) ist schon ein Sternchen. Vor ihr hatte ich ja, also nicht vor ihr, aber, weil sie ja jünger ist, als Frau A. (SPFH). Ich dacht’ so ,oh, da wollen wir mal kucken, ne? Aber die hat mich auf einer psychologischen Ebene so oft abgeholt, mein lieber Scholly, also das hat die mit mir, ich weiß nicht, wie andere sich drauf einlassen, hatte die es mal richtig drauf so, wo ich dann gedacht hab, so jetzt kommt ein schwarzes Loch und nö kommt nicht (lacht), so.“³¹³

Das zweite Zitat ist aus Interview Nummer 1:

„weil das ist schon so ein bisschen, wenn man da reingeht, ist dieses Gespräch schon so ein bisschen, jeder hat das Kindeswohl im Kopf, die Eltern und der Jugendamtsmitarbeiter auch. Für jeden sieht es vielleicht anders aus und dann ist es ,du gegen mich‘ und nicht ,wir zusammen kucken mal, was da vielleicht am besten wäre und wir kucken mal zusammen drauf, wie es dem Kind geht, sondern ,ich

312 Interview Nr. 4, Zeilen 78–81

313 Interview Nr. 3, Zeilen 592–597

weiß es besser‘ (lacht). Das ist dann so ein bisschen gegeneinander arbeiten, ne?³¹⁴

Auffallend ist, dass zu Beginn des Hilfeprozesses eher Wert darauf gelegt wird, dass die Fachkräfte prompt stark und versorgend auftreten und sich um die Eltern kümmern, während der Fokus zu einem späteren Zeitpunkt zu mehr Gegenseitigkeit als Anspruch wechselt. Man könnte auch sagen, dass mit der Zeit, wenn eine vertrauensvolle und tragfähige Beziehung geknüpft und gehalten werden konnte, immer mehr an Gegenseitigkeit entsteht und von Seiten der Eltern eingefordert wird, bis hin dazu, dass Intimität, schwierige Themen, Sorgen, Ängste und Grenzen der Hilfe als Themen möglich sein sollen. Dadurch wird scheinbar auch ein Vertrauen sichtbar bzw. ein Zutrauen den Eltern gegenüber, dass die Beziehung wiederum stärken kann. In Interview Nummer 2 lässt sich dies in umgekehrter Weise erkennen, da keine Beziehung zu Fachkräften entstehen konnte, weil der Mutter direkt zu Beginn kein Vertrauen entgegengebracht worden ist. Diese Erkenntnis schlägt die Brücke zur sechsten und letzten Hauptkategorie *Dialog/ Kommunikation*.

Diese Hauptkategorie umfasst insgesamt alle Aussagen, die sich konkret damit beschäftigen, was besprochen werden kann, was verheimlicht wird sowie welche Konsequenzen bestimmte Kommunikationsformen und -inhalte haben können und wie sie sich ggf. unterscheiden. Insbesondere sind dabei Aussagen interessant, die thematisieren, inwieweit Ängste kommunizierbar sind. In der Analyse ist zu erkennen, dass insgesamt 11 Subkategorien definiert worden sind. Manche dieser Subkategorien stellen direkte Bezüge zu anderen Haupt- bzw. deren Subkategorien her, auf die erst in folgenden Unterkapiteln genauer eingegangen wird. Viele Aussagen führen zu der Subkategorie „Elternmut“, die sehr deutlich macht, dass die hier interviewten Mütter allen Mut haben aufbringen müssen, um überhaupt ihre Anliegen zu kommunizieren. Teilweise haben sie dabei mehrfach über ihren Schatten springen und für sie unangenehme und beschämende Dinge erzählen

314 Interview Nr. 1, Zeilen 314–319

3. Empirische Befunde zur Perspektive von Eltern

müssen. Dies betrifft insbesondere die zweite interviewte Person und die dritte. Bei der Mutter aus dem ersten Interview kehrt sich dieser Aspekt dahingehend um, dass sie einige Dinge lieber verheimlicht hat, da ihr der Mut fehlte. Über etwas zu sprechen, kann diesen Auswertungen nach negative Konsequenzen für das Empfinden der Erzählenden haben. Die Subkategorie „keine Kommunikation“ spiegelt dies ebenfalls wider. Sie bezieht sich unter anderem auf Dinge, die nicht kommuniziert wurden. Beispielsweise wird aufgeführt, dass Fachkräfte bestimmte Themen auslassen oder ihr Handeln nicht begründen, aber auch Eltern sich nicht trauen, bestimmte Themen anzusprechen. Dies bezieht sich überwiegend auf Themen, bei denen die Eltern schlimme Konsequenzen befürchten oder einschätzen, es werde ihnen nicht geglaubt oder, die schambesetzt sind. In diesem Zusammenhang erhält das Schweigen eine Schutzfunktion, was sowohl Fachkräfte als auch Eltern zu nutzen scheinen. Die Subkategorie „keine Kommunikation“ umfasst jedoch auch Aussagen dazu, dass Eltern die Ängste der Fachkräfte nicht hören wollen. Diese Aussagen stehen alle in Verbindung damit, dass es sich entweder um einen Erstkontakt handelt oder die Eltern aufgrund eigener Hilfebedürftigkeit nicht mit den Ängsten der Fachkräfte konfrontiert werden wollen. Die damit in Relation stehende Subkategorie „kommunizierte Angst ohne Hilfsangebot“ vereint Aussagen dazu, was in den Eltern ausgelöst würde, wenn sie von den Fachkräften mitgeteilt bekämen, dass diese Angst hätten, die Kinder nicht schützen oder der Familie nicht helfen zu können, ohne gleichzeitig ein Angebot zu unterbreiten. Auffallend ist, dass jede der interviewten Mütter beschreibt, dass das zu großer Angst oder mindestens starker Unsicherheit führen würde. Damit wird in drei von vier Fällen unmittelbar die Angst ausgelöst, im nächsten Moment die Kinder zu verlieren. Die Mutter im Interview Nummer 2 stellt diesen Zusammenhang als einzige nicht her, sondern betont eher ihre Erwartung, Fachkräften zu begegnen, die ihr helfen und nicht, die ihr von ihren eigenen Ängsten erzählen. Daher findet sich auch in dieser Hauptkategorie die Subkategorie „die Fachkraft soll stark und hilfreich sein“ wieder. Zu der starken Wirkungskraft der einfachen Mitteilung von Ängsten der Fach-

kräfte für die drei anderen Interviewten, soll ein Beispiel herangezogen werden:

„Das ist, also klar, wenn die nur ihre Ängste äußern ohne Konsequenzen, dann wär das ganz schlimm. Also wirklich richtig richtig ganz schlimm, weil man dann einfach nur noch Angst hat.“³¹⁵

Wird die Angst von Fachkräfteseite hingegen direkt mit einem solidarischen Angebot der Hilfe verknüpft kommuniziert, ist die Wirkung eine ganz andere, wie eindeutig belegt werden konnte. Auch hier ist die zweite interviewte Mutter die einzige, die diese Sichtweise nicht zu teilen scheint. Die drei anderen Interviewten äußern in verschiedenen Facetten, dass sofort ein Unterschied entstünde. Durch die Verknüpfung mit einem Angebot sowohl weiterer Hilfen als auch der Aufrechterhaltung der Hilfebeziehung, wird es aus ihrer Sicht möglich, sich zu öffnen und auf einen Dialog einzulassen. Somit würde zum einen möglich, gemeinsam über das Befinden der Kinder und zum anderen über notwendige Hilfen besser nachzudenken und zu sprechen. Zudem würde sich der Druck für die Mütter spürbar verringern, wie folgendes Zitat zeigt:

„Ja also das würde auf jeden Fall, ich sag mal das würde viel Druck rausnehmen, glaub ich, weil wenn ich mir das jetzt so vorstelle, dass jemand mir sagt irgendwie, ja also, sag ich mal, in dem Sinne über seine Gefühle spricht, dann würde ich wahrscheinlich denken ‚wow okay. Dem geht’s nicht, dem geht’s irgendwie nicht anders, ne? So. Ja das wäre schon, das wäre so ein, ja das stimmt. Dann würde man mehr auf der gleichen Seite stehen, ne?“³¹⁶

Oder wie eine weitere Interviewte sagt:

„Ja, wenn die das so ein bisschen konkretisieren, ist das ja anders. Also, wenn ich nur hör die Angst, dann ist das wie so ein Schwamm (macht aufsaugendes Geräusch) und nu? So (lacht) aber wenn da jemand sagt ‚okay, ich mach mir da Sorgen um Sie und Ihre Kinder‘

315 Interview Nr. 1, Zeilen 281–283

316 Interview Nr. 1, Zeilen 309–313

3. Empirische Befunde zur Perspektive von Eltern

und dann würde er oder sie ja damit zeigen, dass sie weiter auf dem Weg bleibt so und nicht dieses, wenn ich da nur stehe und sag ‚ich hab Angst‘, dann macht mir das ja noch mehr Druck auf meinen Schultern, die sowieso schon nicht mehr tragen können dann und wenn die dann sagen so ‚können wir nicht mal was anderes ausprobieren? Familienhilfe haben Sie schon, aber vielleicht ist für Ihren Sohn oder Ihre Tochter das noch gut‘ also, dass man dann halt, das wäre ja wie nett formuliert und dass man da gemeinsam bei der Stange bleibt, weiß ich nicht. Also das wär dann bestimmt besser, wenn man indem Zusammenhang ‚wir haben auch Angst‘ gleich Vorschläge mit einbaut.“³¹⁷

Diese Form der Kommunikation hat so positive Wirkungen wie die des Dialogs. Die Betonung, gemeinsam weiter zu gehen, hat auf die hier Interviewten eine beruhigende Wirkung, die sie mit den Fachkräften verbindet und ihnen hilft, gemeinsam auf die Situation und mögliche Lösungswege zu schauen. Ein Grund dafür scheint die Aufwertung der Eltern zu sein, die dadurch passiert, dass ihnen respektvoll begegnet wird und sie als Verhandlungspartnerinnen angesehen werden. Alles, was den in dieser Studie interviewten Müttern an Wertschätzung und Anerkennung kommuniziert wird, was ihnen ihre Rechte zuerkennt und sie zu mündigen Partnerinnen macht, lässt sie sich öffnen für die gemeinsame Einschätzung der Lage und die Abwägung weiterer Hilfebedarfe. Dazu sagt die Mutter aus Interview 1 beispielsweise noch:

„Also dann, dann wär vielleicht eine Verbindung mit, wie könnte da eine Lösung aussehen so. Das, ja das wär auch schlimm. Das wäre auch einfach ganz schlimm, weil man dann wüsste, man, irgendwie würde man schon anfangen, zu überlegen ‚wie ist es vielleicht wirklich gerade besser für die Kinder?‘ Oder, ne? ‚Wie lang, wie lang würde sowas dauern?‘ oder, keine Ahnung. Ja dann wüsste man so ein bisschen mehr Bescheid.“³¹⁸

317 Interview Nr. 3, Zeilen 367–378

318 Interview Nr. 1, Zeilen 289–294

An dieser Stelle des Interviews kann man deutlich die Ambivalenz erkennen und eine leichte Öffnung hin zu der Option, dass vielleicht sogar eine Fremdunterbringung der Kinder denkbar würde, wenn die Kommunikation entsprechend gestaltet wäre. Ein weiterer Aspekt dieser Form der Begegnung scheint die Menschlichkeit zu sein. Sie wird getragen von Gefühlen insbesondere dem, Gefühle zu teilen, sich wohlfühlen in der Begegnung, sich verstanden zu fühlen und auch die Fachkraft als Menschen sehen zu können. Dazu passen auch die Subkategorien „Eltern wahrnehmen“ und „Unterstützungsabsicht mit Fokus auf das Wohlergehen der Kinder“, da beide darauf hinweisen, dass diese Art der empathischen Wahrnehmung der Eltern und ihrer Kinder, verbunden mit der Absichtserklärung, ihnen helfen zu wollen, eine verbindende und gern angenommene Art ist. Sie öffnet ebenfalls das Feld für Unangenehmes und Bedrohliches.

Es sind nun die sechs entwickelten thematischen Hauptkategorien vorgestellt und die Zusammenhänge ihrer jeweiligen Subkategorien analysiert und im Ergebnis dargestellt worden. Damit endet die Ergebnisdarstellung entlang der Hauptkategorien. An dieser Stelle sind bereits vielerlei Zusammenhänge zwischen den Haupt- sowie den Subkategorien angedeutet worden, auf die im folgenden Unterkapitel genauer eingegangen wird.

3.3.2. Ergebnisse durch mehrdimensionale Analyse der Haupt- und Subkategorien

Im Folgenden werden vor allem die Zusammenhänge herausgestellt, die zur Beantwortung der Forschungsfrage hilfreich sind. Darüber hinaus lassen sich viele weitere Erkenntnisse im Material begründen, die hier weniger Raum zur Darstellung bekommen können.

Will man die Frage klären, ob oder inwieweit Eltern und Fachkräfte miteinander Ängste thematisieren können, erscheint sinnvoll, sich zunächst der wirksamen Ängste zu vergewissern. Somit soll die Hauptkategorie *Angst* noch einmal als erste in den Blick genommen werden. Eine Fülle der beschriebenen Ängste taucht im Kontext der

Kooperationsbeziehung zwischen interviewtem Elternteil und den jeweiligen Fachkräften auf und entfalten dort ihre Eigenschaften. Dies betrifft sowohl die Angst vor der eigenen Ohnmacht gegenüber der Macht der Fachkräfte als auch die Angst, keine Hilfe zu erhalten. Beides sind beziehungs-dynamische Dimensionen. Folgerichtig lassen sich Relationen nicht nur direkt zur Hauptkategorie *Angstabbau* herstellen, sondern auch zu *Beziehung*. In der Hauptkategorie *Angstabbau* finden sich verschiedene Hinweise darauf, dass Ängste abgebaut werden können, wenn Fachkräfte aktiv an der Aufhebung von Machtasymmetrien mitwirken, was als spiegelbildliche Komponente der beängstigenden Beziehungsdynamik verstanden werden kann. Auf Ebene der Subkategorien zeigt sich dies konkret beispielsweise in den Subkategorien „Sicherheit durch Zusagen schaffen“, wo es auch um die Zusage geht, dass kein Zwang ausgeübt wird. Es findet sich auch in den Subkategorien „wachsendes Vertrauen durch positive Erfahrungen“, „Fachkräfte und Eltern auf Augenhöhe verbinden“ sowie „Eltern wertschätzen und anerkennen“, „aktive Aufklärung“ und „Brücken bauen“. Überall hier wird eine Form der Beziehung angesprochen, die helfen kann, Ängste abzubauen. Auf den Punkt gebracht heißt dies, dass ohne ein Zutun der Fachkräfte zur Beziehungsgestaltung im Kinderschutz, Eltern ihre Ängste nicht abbauen können, da die Fachkräfte in jede Form der Ängste eingebunden sind. Dies gilt sogar bezüglich der Angst der Eltern, durch eigene Fehler alles noch schlimmer zu machen, wenn sie diese Angst möglicherweise mit der Hoffnung auf Hilfe und Entschuldigung verbinden.

„Also wenn man da, glaub ich, so mit ins Gespräch gehen würde und sagen würde, dann schon erfährt ‚was gewesen ist, ist gewesen und wir versuchen, es jetzt besser zu machen, wir kucken mal in die Zukunft und das hat jetzt für die Vergangenheit jetzt nicht großartig Konsequenzen, dann würde man, glaub ich, schon beruhigter rangehen, ja. Dann könnte man ja Vertrauen haben.“³¹⁹

319 Interview Nr. 1, Zeilen 475–480

Umgekehrt lässt sich sagen, dass die Hauptkategorie *Angstabbau* keinerlei Subkategorien hervorgebracht hat, die nicht auf der Ebene der Beziehung zu den Fachkräften verortet liegt.

Betrachtet man die Hauptkategorie *Beziehung* eingehender vor diesem Hintergrund, wird verständlich, warum sie die größte aller Hauptkategorien ist. Setzt man ihre Subkategorien jeweils ins Verhältnis zu Subkategorien anderer Hauptkategorien, werden diverse Erkenntnisse sichtbar. In Beschreibungen zur Kontaktaufnahme und damit zum Beginn einer möglichen Kooperationsbeziehung zeigt sich, dass sowohl die Ängste auf Seiten der interviewten Mütter als auch ihre Erwartungen an die Helfenden sich sehr stark auf der Achse von Macht und Ohnmacht abspielen. Die Mütter formulieren zum Zeitpunkt der Kontaktaufnahme ein starkes Empfinden, schwach und kraftlos zu sein, was die Position der Fachkräfte soweit stärkt, dass sie zu Rettenden stilisiert werden, von denen sie sich auffangen lassen können. Zumindest ist dies als positive Hilfeerwartung zu erkennen, wobei gleichzeitig die Angst vor der damit verbundenen Macht der Fachkräfte ihre starke Wirkung als negative Hilfeerwartung entfalten kann. In den Kooperationsbeziehungen, in denen die erwartete Hilfe durch die Fachkräfte erlebbar geworden, die befürchtete machtvolle Reaktion hingegen ausgeblieben ist, konnten vertrauensvolle Beziehungen wachsen. Die sich wiederholende Erfahrung, Hilfe zu erfahren und nicht Zwang oder Unterdrückung ausgesetzt zu sein, erscheinen in diesem Prozess unabdingbar für wachsendes Vertrauen und schwindende Angst. Insbesondere ist dies dann der Fall gewesen, wenn die Mütter unterstützende und anerkennende Zuwendung erleben konnten. Es gibt demnach eine zeitliche und eine qualitative Komponente der Entwicklung der Tragfähigkeit. Die Nuancen, die sich auf dieser Achse erkennen lassen, treten im Vergleich der vier Fälle und der dazugehörigen fallbezogenen thematischen Zusammenfassungen am markantesten hervor. Im ersten Interview erfahren wir von einer Mutter, die zu Beginn des Prozesses große Ängste hat und sich als sehr ohnmächtig erlebt. Mit der Zeit macht sie jedoch die Erfahrung, dass nichts Schlimmes passiert, sondern man ihr und den Kindern helfen möchte und teilweise auch

helfen kann. Darüber zeigt sie sich erleichtert. Allerdings berichtet sie von keiner einzigen tatsächlich intimen Kooperationsbeziehung zu einer der Fachkräfte, mit der sie hätte „durch dick und dünn gehen“ können. Zudem wechseln ihre Berater:innen zwischenzeitlich und alle Hilfesettings bleiben als Komm-Struktur organisiert. Diese Person kann ihre anfänglichen Ängste zwar mildern, jedoch nicht verlieren. Sie bleibt in den Erzählungen skeptisch gegenüber Fachkräften. In dem Moment, wo sie sich vorstellt, diese Fachkräfte hätten ihr eine solidarische Beziehung angeboten, entwickelt sie Phantasien, wie gut diese Verbundenheit ihr und dem Hilfeprozess getan hätte. Interviewte Nummer 2 hat nach eigener Darstellung wirklich um Hilfen für sich und ihr Kind gekämpft, dazu verschiedene Kontakte genutzt, auch welche, an die sie nicht geglaubt hat, ohne Hilfe zu erfahren. Sie berichtet lediglich von einer einzigen Fachkraft, von der sie sich gesehen gefühlt hat, die jedoch nicht genügend Hilfe leisten konnte. Diese Mutter bleibt das gesamte Interview lang bei der Haltung, Fachkräfte sollten stets stark und hilfreich sein und lässt kaum Ausnahmen zu. Im Vergleich ihrer Aussagen, die in die Hauptkategorien *Hilfeerwartung*, *Beziehung* und *Vertrauen* fallen, sieht man, dass überall Erwartungen an einen gelingenden Kontakt formuliert werden. Mit der Erfahrung, nicht gut in den Kontakt gekommen, sondern immer wieder weggeschickt worden zu sein, bleibt sie in allen drei Feldern auf der Ebene der Erwartungen an eine tragfähige Beziehung, in der sich die Fachkräfte um sie kümmern, sie stützen und stärken und ihrerseits souverän bleiben. Die beiden Interviewten drei und vier haben die konkrete Erfahrung gemacht, mit Fachkräften eine vertrauensvolle Verbindung eingegangen zu sein. Dort, wo das der Fall gewesen ist, wird ihr Anspruch auf Gegenseitigkeit immer stärker und auch die Erwartungen, die daran geknüpft sind. Sie können die Fachkräfte, denen sie nahestehen, ohne Schwierigkeiten mit deren Schwächen und Fehlern sehen und erwarten einen Umgang mit Offenheit und Transparenz, der sie zu gleichberechtigten Partner:innen macht. Es sind auch diese beiden Teilnehmenden, die in ihren Erzählungen einen Vergleich zu privaten freundschaftlichen Beziehung herstellen, um ihre Erzählungen zu ihrem Verhältnis mit

den Fachkräften der Sozialpädagogischen Familienhilfe zu veranschaulichen. Alle vier Fälle zeigen eindeutig die Relation der Achse Angstabbau sowie Vertrauensaufbau einerseits und der Tragfähigkeit einer möglichst machtsymmetrischen, persönlich geprägten Kooperationsbeziehung andererseits. Die damit einhergehende zweite Achse bewegt sich zwischen den Polen Hilfeerwartung und Tragfähigkeit einer möglichst machtsymmetrischen, persönlich geprägten Kooperationsbeziehung.

Die Hauptkategorie *Dialog/ Kommunikation* liegt analytisch betrachtet quer zu allen anderen. In sämtlichen Hauptkategorien ist in der Kommunikation ein Schlüssel zu finden, über den Anerkennung, Zuspruch, Solidarität sowie Zugewandtheit einerseits, aber auch Ablehnung, Zwang, Entmündigung sowie Ignoranz transportiert werden. Der starke Transport über verbale Kommunikation überrascht nicht in einem beratenden Setting der sozialen Arbeit. Trotzdem lohnt es sich, diesen Aspekt insbesondere im Punkt Angstkommunikation zu untersuchen.

Die Subkategorie „keine Kommunikation“ ist überwiegend in denselben Textstellen begründet, die auch zu der Subkategorie „Misstrauen“ geführt haben. Entscheidungen, etwas nicht zu kommunizieren, fielen demnach oft zusammen mit starken Ängsten oder Misstrauen. Werden noch Subkategorien der Hauptkategorie *Beziehung* hinzugezogen, sieht man, dass stets keine oder zumindest keine stabile Beziehung zu der Person bestanden hat, als die Entscheidung getroffen worden ist, etwas nicht zu kommunizieren. In Unterkapitel 3.3.1. ist bereits auf die schützende Funktion des Verschweigens eingegangen worden, die sich im Zusammenhang mit der noch instabilen Beziehung bestätigt.

Die Subkategorie „kommuniziert Angst ohne Hilfeangebot“ steht in direkter Verbindung mit den Subkategorien „Angst vor Verlust und Trennung“ und „Angst vor der eigenen Ohnmacht und der Macht der Fachkräfte“ der Hauptkategorie *Angst*, indem sich auch hier Anker-Textstellen gleichen. Dies zeigt, dass die Mitteilung der Fachkräfte, eigene Ängste bezüglich des Schutzes der Kinder zu verspüren, unmittelbar Ängste der interviewten Eltern verstärkt, nun die Kinder gegen den

eigenen Willen und ohne Einfluss auf die Entscheidung zu verlieren. In Kombination mit einem unterstützenden Beziehungs- und Hilfeangebot, werden Verbindungslinien zu den Hauptkategorien *Beziehung* und *Vertrauen* möglich. Ähnliche Bezüge bestehen zwischen diesen Hauptkategorien und den Subkategorien „der Dialog“ und „Eltern wahrnehmen“. Überall dort, wo die interviewten Mütter in der Kommunikation verbindende, respektvolle und anerkennende Kommunikation wahrgenommen haben, öffneten sie sich für die Entwicklung der Beziehung und der weiteren Hilfen. So beispielweise in Interview 1:

„da hat sie mir gesagt ‚ich verspreche Ihnen, es passiert nichts, was die Kinder nicht wollen‘ und daran hab ich mich dann einfach festgehalten. Das hab ich den Kindern nachher auch gesagt, dass sie das gerne mitmachen können und dass das auch gut wäre für sie, also den Vater zu sehen und dass das ja auch, das ist ja ein geschützter Raum auch gewesen. Das wär jetzt eigentlich kein Grund gewesen, das zu verweigern und da konnte ich mich dann sicher fühlen, ne? So. Da konnte ich mich sicher fühlen.“³²⁰

Umgekehrt besteht derselbe Bezug. Überall dort, wo stabile und persönlich geprägte Beziehungen geknüpft waren, konnten sich die Mütter für persönliche und herausfordernde, wenn nicht sogar für beängstigende Themen öffnen bzw. konnten diese besser ertragen und empfinden sie als weniger beängstigend. Dies zeigte sich einerseits darin, dass die Interviewten auf dieser Basis selbst komplizierte Themen angesprochen haben, wie in dem folgenden Beispiel:

„Und dann durch die Frühförderung, die war ja auch dann jede Woche hier, und wir mussten dann natürlich auch Sachen mit den Kindern dann selber machen und weiter machen. Und da hab ich mich dann immer mal austauschen können. Und der hab ich dann erzählt, was halt nicht gut läuft. Und dass unser Kontakt zu unseren Kindern halt immer schlechter geworden ist. Je mehr Stress wir in der Beziehung hatten, desto grober war der Umgang mit den Kin-

320 Interview Nr. 1, Zeilen 217–222

dern. Und da gab es halt so Sachen, wo ich gesagt hab, ich möchte das nicht, ich möchte mein Kind, mein Kleinkind, nicht erziehen, indem ich ihm ständig auf die Hand klatsche. ‚Fass dies nicht an und schlag da mal auf die Hand und schlag nochmal auf die Hand und ‚die Kakteen schmeißt man nicht von der Fensterbank,‘ da hauen wir fünfmal auf die Hand. Das war ein Weg hier gewesen, der angefangen hat. Und da hab ich gesagt ‚das geht nicht‘ und hab dann ihr das unter Tränen gestanden. Ich hab mich geschämt. Das war die größte Hürde. Die Angst, zu wissen, du baust da gerade Scheiße.“³²¹

Andererseits zeigt sich auch darin, dass die interviewten Mütter auf der Basis einer vertrauensvollen Beziehung einforderten, Ängste der Fachkräfte hören zu wollen:

„Also da, also ich sag jetzt mal, Frau D. (SPFH) würde zu mir kommen und sagen zu mir, sie würde das – gut es ist ja nicht so – und würd’, natürlich könnt’ sie mir das sagen. Ich mein das beruht ja auf Gegenseitigkeit, wenn es ihr nicht gut geht und sie da Zweifel hat, dann finde ich, dass sie da ruhig mit mir drüber reden kann. Wenn sie da wirklich das Gefühl hätte, sie könnte mir und meiner Familie nicht helfen, dann würde ich, sie möchte ja auch, dass ich ehrlich und offen bin und dann möchte ich auch, dass mir gegenüber das gezeigt wird, dass das eben so nicht geht und dann kann man ja eine Lösung finden, ob eine andere Familienhilfe oder da gibt’s ja viele Möglichkeiten.“³²²

Es lässt sich eine Wechselwirkung feststellen zwischen der Qualität der Beziehung und der Qualität der Kommunikation. Beide können sich gegenseitig verstärken oder schwächen. In diesem Wechselspiel liegen besondere Chancen bezüglich der Frage, inwieweit die Kooperation trotz mehrseitiger Ängste gelingen kann. Darauf wird im folgenden Unterkapitel eingegangen.

321 Interview Nr. 3, Zeilen 111–123

322 Interview Nr. 4, Zeilen 98–105

3.3.3. Pointierte Zusammenfassung der Ergebnisse mit Blick auf die Fragestellung

Es lässt sich anhand der hier vorliegenden Auswertungen erkennen, wie entscheidend Form und Qualität der verbalen Kommunikation in allen vier Fällen sind für das Maß der wirksamen Ängste, des Vertrauens und der Entwicklung einer belastbaren Kooperationsbeziehung. Je nachdem, an welchem Punkt der Beziehung Fachkraft und Elternteil angelangt waren, haben unterschiedliche Erwartungen an die Fachkräfte und unterschiedliche Ansprüche an die kommunizierten Themen bestanden. Hat die Beziehung noch sehr am Anfang gestanden, haben Gefühle der Kraft- und Machtlosigkeit sowie der damit verbundenen teils massiven Ängste auf Seiten der Eltern überwogen, sodass in der Kommunikation von Seiten der Fachkräfte ein besonderes Augenmerk auf Anerkennung sowohl der Hilfe- und Schutzbedürfnisse der familiären Akteure als auch deren Leistungen hätte liegen sollen sowie auf der Betonung, der eigenen Hilfeintention. Zumindest ist dies in einigen Fällen vertrauensbildend und in den anderen Fällen zumindest stark gewünscht gewesen, um Vertrauen aufbauen zu können. Ist das Bündnis zwischen Fachkraft und Eltern schon tragfähiger gebaut gewesen, hat es eher mit Sorgen belastet werden können, zeigen die Ergebnisse dieser Auswertungen. In besonders stabilen Verbindungen hätten die Fachkräfte sich sogar trauen können, das persönliche Gefühl der Angst zu äußern, ohne zu verschrecken oder zu vertreiben. Allerdings käme es auch hier auf Nuancen an, die die Wirkung der Worte stark beeinflussten. Wäre es den Fachkräften gleichzeitig gelungen, zu betonen, dass sie das Bündnis aufrechterhalten werden und trotz der eigenen Ängste nicht in Frage stellen, hätten sie damit ihre Beziehung zu den Eltern möglicherweise sogar kräftigen können, da sie ihnen ihre Angst zutrauen und sich offen zeigen. An dieser Stelle soll noch ein Zitat aus dem dritten Interview zur Veranschaulichung herangezogen werden:

„das würde mir nicht so viel Sorgen machen. Das wär ja, ist ja auch ein Teil, wenn jemand, der schon in der Familie so an(?) ist in der Arbeit, dass er das auch sehr ernst nimmt, seine Arbeit und auch die

Familiensituation als ernst erkennt und ,hier brennt’s so richtig. Ich weiß gerade nicht weiter. Was machen wir? Wir machen weiter, aber was machen wir?’, so.³²³

Die Ergebnisse der hier vorliegenden Forschungsarbeit sind sehr vielseitig und auch noch mit weiteren Nuancen versehen. In diesem Kapitel sind die wesentlichen Ergebnisse bezüglich der Forschungsfrage aufgeführt und hergeleitet. Im folgenden Kapitel werden sie vor dem Hintergrund des theoretischen Bezugsrahmens kritisch betrachtet. Zunächst wird jedoch auf die Belastbarkeit der Erkenntnisse eingegangen.

3.3.4. Belastbarkeit der Erkenntnisse

Diese Arbeit erhebt keinen Anspruch auf Verallgemeinerung, bietet aber die Chance, besser zu verstehen, welche Aspekte in Kinderschutzsituationen zu finden sein können. Es werden immer wieder Parallelen in den vier Fällen sichtbar, die jedoch keinen tatsächlichen Rückschluss auf andere Familien zulassen. Im Vergleich miteinander, lassen sie sich jedoch jeweils besser verstehen, weshalb der Vergleich analytisch sinnvoll bleibt.

Es handelt sich um eine hypothetische sowie erfahrungsbasierte kontextuale Betrachtung eines Phänomens, die weitere ausschlaggebende Aspekte nicht betrachten kann. Dies gilt sowohl für biografische Begründungszusammenhänge als auch für diverse weitere. Das Bindungsverhalten bzw. zugrundeliegende Bindungstypen wurden beispielsweise nicht erfasst, sodass keine Aussage darüber getroffen werden kann, inwieweit sich diese auf Erwartungen an die Beziehung zur Helferfigur auswirken oder auf das eigene diesbezügliche Verhalten. Es ist zwar wahrscheinlich, dass dies der Fall ist³²⁴, jedoch wurden in dieser Studie lediglich die geäußerten Erfahrungen und Erwartungen, Wünsche und Phantasien der Befragten im Kontext von Kinderschutzsituationen

323 Interview Nr. 3, Zeilen 532–537

324 Gahleitner, 2017

3. Empirische Befunde zur Perspektive von Eltern

untersucht. Damit wurde der Blick möglich auf einige Aspekte, die bedeutsam sein können, aber eben lange nicht auf alle.

Inwieweit das Geschlecht der Interviewpartnerinnen Auswirkungen hatte, kann nicht gesagt werden, da es nicht weiter im Interview thematisiert wurde und sich der Vergleich mit anderen Geschlechtern aus dem theoretischen Sampling heraus nicht ergibt.

4. Betrachtung der Ergebnisse auf Grundlage des theoretischen Fundaments

Im nun folgenden Kapitel werden die theoretischen Wissensbestände des zweiten Kapitels mit den in dieser Studie erworbenen und in Kapitel drei vorgestellten Erkenntnissen verbunden. Dabei sind sowohl Bestätigungen als auch Widerlegungen oder Neuheiten von besonderem Interesse. Die Diskussion wird sich zunächst auf die sichtbar gewordenen Ängste fokussieren und deren Wirkungsdynamiken im Beziehungs- und Kommunikationsgeschehen. Im Anschluss werden Erkenntnisse zur Anforderung an eine Beziehungsgestaltung zwischen Eltern und Fachkraft vor dem Hintergrund von Diskursen zu Risiko und Ungewissheit betrachtet.

4.1. Angstabbau durch Beziehung, Beziehung durch Dialog

Bevor geklärt wird, wie Eltern ihre Ängste abbauen könne, wird nochmal herausgestellt, welche Ängste sie haben. Auch wenn die hier durchgeführte Studie nicht explizit nach wirksamen Ängsten im Kinderschutz gefragt hat, haben die Interviews doch einiges dazu aus Sicht von vier Müttern hervorgebracht. Alle vier haben fast ausschließlich von diffusen Ängsten berichtet, die sich sehr ähnlich in der Studie „Angst im Kinderschutz“ finden.³²⁵ Es zeigt sich deutlich, wie die

325 Siehe Unterkapitel 2.3.

4. Betrachtung der Ergebnisse auf Grundlage des theoretischen Fundaments

Diffusität der Situationen, ihre verborgenen Elemente und ihre Unberechenbarkeit stark angustauslösend sind, wie es Ekmann beschreibt.³²⁶ Gleiches gilt für das damit verbundene Gefühl der Handlungsunfähigkeit, die geradezu Angst in Panik umschlagen lässt.³²⁷ Die Deckungsfähigkeit dieser Studie und der Studie „Angst im Kinderschutz“ gilt darüber hinaus für Ängste von Eltern, die mit Macht- und Ohnmachtsgefühlen einhergehen, mit Verlust und Trennung, mit der eigenen Schuld, mit Scham und damit, nicht genügend Hilfe zu bekommen.³²⁸ Dabei handelt sich ausschließlich um Ängste, die existenziell bedrohlich für die Eltern sind oder werden können.

Zudem ist die Verwobenheit dieser Angst mit der Angst vor der eigenen Schuld und dem Gefühl der Scham und der Angst, keine Hilfe zu bekommen wiederzuerkennen. Diese Gemengelage verschiedener absolut bedeutsamer Ängste findet sich sehr ähnlich in beiden Studien zu Ängsten im Kinderschutz wieder und bestätigen sich gegenseitig.³²⁹ Die Ängste scheinen sich sehr unmittelbar gegenseitig zu bedingen und zu befeuern und lassen sich auf der Grundlage des erhobenen Materials kaum abgrenzen.

Es sind innerhalb dieser Wirkmächte durch die hier vorliegende Studie Facetten sichtbar geworden, die in der vorhergegangenen Studie nicht benannt sind. Dies betrifft beispielsweise die Angst vor der Bewertung durch die Fachkräfte bzw. das Gefühl der Abwertung im Vergleich mit ihnen in Bezug auf Status und Lebenswelt. In dieser Angst zeigen sich Parallelen zu Schwarzers Konzept der öffentlichen Selbstaufmerksamkeit.³³⁰ Insbesondere drei der vier Interviewten haben Sorgen beschrieben, wie sie von den Fachkräften verstanden und wahrgenommen werden und haben sich durch diesen Zustand der öffentlichen Selbstaufmerksamkeit unterschiedlich stark gegängstigt.

326 Siehe Unterkapitel 2.3., S. 1

327 Siehe Unterkapitel 2.1., S. 19

328 Siehe Unterkapitel 2.3., S. 37–50

329 Siehe Unterkapitel 2.3.

330 Siehe Unterkapitel 2.1., S. 13f.

Die existenzielle Bedeutung³³¹ der meisten Ängste erscheint auch hier als Anlass, sämtliche Strategien darauf auszurichten, dass es nicht zu diesem Verlust kommt. So lassen sich sämtliche Vernebelungstaktiken und vorsichtige Annäherungsversuche der Eltern wiedererkennen, wie sie bereits in verschiedenen Studien untersucht worden sind. Mit den hier vorliegenden Ergebnissen lässt sich erneut zeigen, dass Eltern zu Beginn des Kontaktes großes Misstrauen und große Ängste haben und bereits die Kontaktaufnahme mit Stress verbunden ist.³³² Insbesondere ist dies gegenüber den Fachkräften von Jugendämtern der Fall, was sicherlich mit deren Rückgebundenheit an die Organisation und die damit verknüpfte Staatsmacht³³³ zu tun hat und generalisiertes Misstrauen begründet.³³⁴ Durch die damit verbundene Autorität der Fachkräfte kann sich die Angst im Zusammenhang mit dem Zustand der Selbstaufmerksamkeit noch verstärken, was in Interview 1 und 3 zu erkennen ist. Vielleicht ist es für die Interviewten auch deshalb so schwer gewesen, sich vorzustellen, dass Fachkräfte ängstlich sein könnten oder ohnmächtig, so wie sie selbst. Zudem verstärkt das Empfinden von Scham das Empfinden, wertlos und machtlos zu sein.³³⁵ Schuld, Scham und Trennungsängste wirken sich ebenfalls unmittelbar auf die Kontaktaufnahme zur Fachkraft aus, da sie im Zweifelsfall urteilt, bestraft, bewertet und trennt. Zumindest schreiben ihnen Eltern diese machtvolle Kompetenz zu und erwarten eine entsprechende Reaktion, während sie auf Hilfen, Verständnis und Entschuldigung hoffen.

Es braucht Mut, um sich trotz der eigenen Ängste auf den Weg zu machen. An dieser Stelle ist der „Elternmut“ in Erscheinung getreten, mit dem sich die vier Mütter auf den Weg in den Kontakt begeben haben. Er scheint eine bedeutende Komponente zu sein, die in der vorhergehenden Studie nicht so deutlich geworden ist. Zwei der interviewten Mütter haben sogar mutig um die Herstellung eines Kontaktes zum Hilfesystem gekämpft und dafür einiges von sich Preis gegeben.

331 Siehe Unterkapitel 2.3., S. 39

332 Siehe Unterkapitel 2.4., S. 49

333 ebd.

334 ebd.

335 Schwarzer, 1993, S. 122

4. Betrachtung der Ergebnisse auf Grundlage des theoretischen Fundaments

Interessanterweise erlebte keine der interviewten Mütter eine Form der Feindseligkeit sich selbst gegenüber, wie man hätte vermuten können. In Unterkapitel 2.1. und 2.2. sind verschiedene sowohl psychologische als auch gesellschaftliche Prozesse beschrieben, die die spaltende Wirkung von Ängsten erklären. Demnach kann Angst dazu führen, dass sich ein Individuum mit seiner Bezugsgruppe verbindet und die Außenwelt als feindlich konstruiert.³³⁶ Dies hätte den Interviewten von Seiten der Fachkräfte entgegengebracht werden können. Dieser Verlauf ist in den vorliegenden Fällen nicht zu erkennen. Vielmehr hatten die Interviewten große Schwierigkeiten, überhaupt von den Fachkräften wahrgenommen zu werden. Welche Gründe dafür zu finden sind, wäre reine Spekulation. Es ist aber zu erkennen, dass die Fachkräfte der in diesen Fällen beteiligten Jugendämter überwiegend entweder durch Nicht-agieren, durch Wechsel der Personen oder aus anderen Beweggründen kaum eine solide Beziehung mit den Interviewten aufgenommen haben.

Die meisten benannten Ängste stehen in direkter Verbindung mit einem asymmetrischen Verhältnis der Akteur:innen. Die starke Ordnungs- und Machtverhältnisse strukturierende Kraft von Ängsten³³⁷ ist auch in dieser Studie mehr als deutlich zu erkennen. Sie führt dazu, dass ein Gefälle von Macht und Ohnmacht entsteht, wobei sich die Eltern sowohl in der Studie „Angst im Kinderschutz“ als auch in dieser Studie gerade zu Beginn des Prozesses als sehr ohnmächtig empfunden haben gegenüber den Fachkräften. Es konnte mit der hier vorliegenden Studie ergänzend festgestellt werden, dass ein asymmetrisches Verhältnis zwischen Eltern und Fachkräften ein Fundament darstellt, das aufgrund seiner Schiefelage auf Seiten der Befragten große und existenziell bedrohliche Ängste wirksam werden lässt, die auch in diesen Fällen handlungsleitend waren. Je haltloser die Beziehung zwischen Fachkraft und Elternteil gewesen ist, desto größer sind die existenziell bedrohlichen Ängste der Eltern geworden. Andersherum ist dieser Zusammenhang genau so deutlich geworden, denn es gilt in allen vier Fällen

336 Siehe Unterkapitel 2.2.

337 Siehe Unterkapitel 2.2., S. 21, Unterkapitel 2.3., S. 43, Unterkapitel 2.4., S. 53

auch, dass die Ängste abgebaut worden sind, sobald die Asymmetrie der Beziehung zu Gunsten einer Gegenseitigkeit aufgeweicht worden ist.³³⁸ Eine möglichst machtsymmetrische Beziehung ist demnach in der Lage, Ängste auf Seiten der Eltern zu mildern.

Die positive Auswirkung einer robusten Beziehung, die von gegenseitiger Wertschätzung und Anerkennung getragen wird und in die sich alle persönlich einbringen, ist bekannt.³³⁹ Die Ergebnisse dieser Studie zeigen zudem, dass sie angstmildernd wirken kann. Genaugenommen zeigen sie sogar, dass ausschließlich auf der Ebene der Beziehung ein Abbau von Ängsten auf Seiten der Eltern stattfinden kann. Ohne eine Angleichung von Macht- und Ohnmachtsverhältnissen können sich Eltern nicht als gleichwertig akzeptiert erleben, was unabdingbar ist, um Ängste zu verlieren. Dazu ist es hilfreich, Eltern aktiv von der Last der Schuld zu befreien, sie nicht zu beschämen und ihnen Hilfen anzubieten. Ohne diese Last auf der einen Seite der Beteiligten kann die Waage der Macht sich etwas eher in der Mitte einpendeln, zeigen die Ergebnisse dieser Studie eindeutig in allen untersuchten Fällen.³⁴⁰ Dies zeigt darüber hinaus, dass die Kooperation und der Kontakt gelingen müssen, wenn Ängste abgebaut werden sollen und dass sie gleichzeitig gelingen können, obwohl Ängste zu Beginn bestehen. Wie im Unterkapitel 2.4. bereits verdeutlicht, ist die Bedeutung der Herstellung einer möglichst gleichberechtigten und persönlich geprägten Beziehung wesentlich, damit die Hilfen gelingen. Die Auswertung der vier Interviews in dieser Studie bestätigt eindeutig, wie stark positiv sich diese Gütekriterien der Beziehung zwischen Elternteil und Fachkraft auf die Qualität des Hilfebündnisses auswirken. Die Qualität des Bündnisses bestimmt maßgeblich darüber, wie groß die Ängste auf Seiten der Eltern sind, wie sich hier gezeigt hat.³⁴¹

Die Parallelen zur Studie „Angst im Kinderschutz“ liegen in den Ängsten an sich, die nahezu identisch in beiden Studien hervorgetre-

338 Siehe Unterkapitel 3.3.3., S. 112f.

339 Siehe Unterkapitel 2.4., S. 50–59

340 Siehe Unterkapitel 3.3.3., S. 112f.

341 Siehe Unterkapitel 3.3.3., ebd.

4. Betrachtung der Ergebnisse auf Grundlage des theoretischen Fundaments

ten sind, in deren Auswirkungen auf die Beziehungsdynamik sowie in deren handlungsleitenden Auswirkungen auf die Kommunikation. Die Kommunikation wird hier quasi zum Schlüsselwerkzeug, mit dem der Kontakt in seiner Intensität und Qualität von allen beteiligten Akteur:innen gesteuert werden kann und gesteuert wird.³⁴² Hat bereits die Studie „Angst im Kinderschutz“ herausgestellt, dass Eltern aus Angst schweigen, vertuschen, vorsichtig die Intentionen der Fachkräfte und ihre Vertrauenswürdigkeit testen,³⁴³ so sind auch in den hier vorliegenden Interviews diese Verhaltensweisen als Schutzmechanismen aufgetreten.³⁴⁴ Vor der Kontaktaufnahme hat ein großes Misstrauen der Mütter gegenüber den Fachkräften bestanden, sie würden für die Trennung der Familie sorgen. Dinge zu verschweigen und für sich zu behalten, um sich bezüglich dieser Gefahr sowie eigener Schuld- und Schamgefühle zu schützen, ist ebenfalls in allen Interviews wiedergefunden worden. Auch hier führten starke Ängste dazu, sich vorsichtig zu verhalten und entsprechend wenig zu erzählen. Teilweise ist die Kehrseite dessen sichtbar geworden, wenn die Interviewten es als beschämend und unangenehm beschrieben, etwas von sich und der Situation preisgegeben zu haben, ohne auf gewachsenes Vertrauen setzen zu können. Nicht zu kommunizieren ist demnach einerseits Schutz und andererseits möglicherweise ein Signal akuter Angst.

Vorsichtiges Kommunizieren, ein bisschen was von sich zeigen und herausfinden, was die Fachkräfte damit machen, wurde von den Interviewten als Mittelweg genutzt, um den Weg für Hilfen zu öffnen, ohne sich in Gefahr zu begeben. Ihr Entgegenkommen bestand darin, durch bewusste Kommunikation etwas anzubieten. Als Entgegenkommen der Fachkräfte ist verstanden worden, wenn positive Rückmeldungen von diesen kamen und Bestärkendes geäußert worden ist.³⁴⁵ Kleinigkeiten können demnach bereits große Wirkung entfalten und Ängsten Linderung verschaffen. Darüber hinaus wirkt sich nach der Auswertung der

342 Siehe Unterkapitel 3.3.1., S. 112f.

343 Siehe Unterkapitel 2.3., S. 43f.

344 Siehe Unterkapitel 3.3.1., S. 97f.

345 Siehe Unterkapitel 3.3.2., S. 118

hier vorliegenden Interviews jede Form der Kommunikation positiv aus, die offensiv auf Ängste der Eltern eingeht. Gleiches gilt für die mit den Ängsten verbundenen unangenehmen Empfindungen der Schuld und der Scham. Diese Erkenntnis wirkt banal und folgerichtig, nach allem, was schon in Erfahrung gebracht worden ist. Allerdings zeigt sich in den analysierten Fällen auch, wie selten dies geschieht. Eine ruhige, empathische Art der Kommunikation ist keinesfalls Standard in den vier Fällen gewesen. Die Fachkräfte kommunizieren offenbar je nach eigenem Rollenverständnis sehr unterschiedlich. In den vier Interviews konnte jedoch gezeigt werden, dass der Effekt auf Seiten der Eltern sich nicht unterschieden hat. Egal welche Fachkraft sich den Eltern kommunikativ zugewandt hat, ist dies auf Seiten der Eltern wahrgenommen und gewürdigt worden. Es hat stets umgehend zu mehr Vertrauen geführt und zum Abbau von Ängsten. Dies wiederum wirkt sich unmittelbar auf die Festigung der Kooperationsbeziehung aus, wie bereits hervorgehoben worden ist.³⁴⁶

Die Qualität der Beziehung und der Kommunikation scheinen die größten Auswirkungen darauf zu haben, wie stark Ängste sind und wie gut die Kooperation dennoch gelingen kann. In Unterkapitel 2.4. sind die Kernkompetenzen des Dialogs als Haltung und als Methode dargestellt.³⁴⁷ Zieht man sie heran, kann man nicht umhin festzustellen, dass sie die Ebenen der Beziehung und der Kommunikation nahezu perfekt in sich vereinen. Vergleicht man die Kompetenzen des Dialogs mit den Auswertungsergebnissen dieser Studie werden sie hier erneut bestärkt und um den Aspekt erweitert, dass sich gleichzeitig Ängste abbauen lassen, wenn der Dialog zum Zuge kommt. Denn immer da, wo Eltern sehr positiv im Sinne von verbunden und ohne Angst oder mit wenig Angst auf die Kommunikation reagiert haben, ist diese von Respekt, Anerkennung, Wertschätzung, Entlastung, Empathie oder ähnlichen Kompetenzen geprägt gewesen. Dabei fällt den Fachkräften die Rolle zu, diese Regulationsmechanismen zu kennen und sie für die Entwicklung einer tragfähigen Kooperationsbeziehung zu nutzen. Eine

346 Siehe Unterkapitel 3.3.1., S. 112f.

347 Siehe Unterkapitel 2.4., S. 57–64

4. Betrachtung der Ergebnisse auf Grundlage des theoretischen Fundaments

Kommunikation, die den Gütekriterien des Dialogs entspricht, kann nach den Erkenntnissen der hier vorliegenden Forschung sehr hilfreich sein, um Eltern im Aufbau von Vertrauen und dem Abbau von Ängsten zu unterstützen, da sie eine persönliche Begegnung zweier oder mehrerer Menschen ermöglicht, die von gegenseitigem Interesse und der Anerkennung der Sichtweisen und Empfindungen der oder des anderen getragen wird.³⁴⁸ Die Wirkung der öffnenden und verbindenden Effekte des Dialogs wird auch überall dort in den ausgewerteten Interviews sichtbar, wo dieser keine Anwendung findet. Denn diese Studie zeigt, dass sich Eltern ihrerseits zurückziehen könnten, wenn sie sich nicht angenommen oder sogar abgelehnt fühlen und insbesondere dann, wenn sie sich ohnmächtig erleben und massive existenzielle Ängste ausstehen. Der Zusammenhang ist eindeutig in allen vier Fällen herzustellen. Je fragiler die Kooperationsbeziehung ist, umso größer werden die Ängste auf Seiten der interviewten Mütter. Gleiches gilt für die Kommunikation, denn je weniger Kommunikation stattfindet umso stärker werden die Ängste der Interviewten. Es braucht also den tatsächlichen persönlichen Kontakt, den die Fachkraft aktiv und gleichsam sensibel gestalten muss, um Ängste auf Seiten der Eltern abbauen zu können. Sich dabei im Dialog zu begnügen, kann sehr hilfreich sein.

Auf Grundlage einer soliden und solidarischen Beziehung ist es möglich und vielleicht sogar förderlich, über die Ängste der Fachkraft zu sprechen. Wenn sie einen Zeitpunkt und ein Qualitätsniveau der Beziehung erreicht, wo die Eltern Gegenseitigkeit erwarten und ertragen können, kann sie sich mit ihren eigenen Ängsten zeigen und dadurch möglicherweise die Beziehung weiter stärken und den Dialog über mögliche Hilfen öffnen.³⁴⁹ Die direkte Konfrontation mit eigenen Ängsten der Fachkraft in eine fragile Beziehung eingebettet, könnte Eltern in absolute Panik versetzen und in die Flucht schlagen.³⁵⁰ Es ist nach Erkenntnissen dieser Studie nicht einfach möglich, eigene Ängste als Fachkraft auf den Tisch zu packen. Es kommt darauf an, wem man

348 Siehe Unterkapitel 3.3.1., S. 112f.

349 Siehe ebd.

350 Siehe Unterkapitel 3.3.2., S. 110

4.2. Beziehung und Dialog – Risiko und Ungewissheit

sie zumutet, wann man sie zumutet, wie man sie kommuniziert und ob man gleichzeitig Handlungsfähigkeit transportiert.

Durch die Erkenntnisse der hier vorgenommenen Auswertungen, sind einerseits die Beziehung und andererseits der Dialog als besonders bedeutsame Bezugspunkte von wirksamen Ängsten auf Elternseite auszumachen. Betrachtet man diese sehr starke wechselseitige Wirkungsweisen vor dem Hintergrund der fach- und gesellschaftspolitischen Kontexte, die im Unterkapitel 2.2. aufgegriffen sind, wird eine große Diskrepanz zwischen den hier entdeckten Herausforderungen und so mancher aktuellen Entwicklung im Kinderschutz sichtbar.

4.2. Beziehung und Dialog – Risiko und Ungewissheit

Die große Einflussnahme der Risikodiskurse, die eher der Logik der rationalen Berechenbarkeit und statistischen Auswertung folgen, tut dem Kontakt sich ängstigender Menschen im Kinderschutz nicht gut, wenn man die her gewonnenen Erkenntnisse heranzieht. Die impliziten Mechanismen einer Risikologik sind mit den hier vorliegenden Ergebnissen nur schwer vereinbar. Keines der interviewten Elternteile hat sich eine sichere Prognose für die Entwicklung der Kinder oder der familiären Situation gewünscht. Sie sind vielmehr alle im Moment der Hoffnungs- und Kraftlosigkeit verstrickt gewesen und konnten gerade noch genug Mut fassen, um sich Hilfe zu holen. Dabei sind sie sich selbst der Komplexität ihrer Situation durchaus sehr bewusst gewesen, auch ihrer eigenen Anteile und der Bedrohung durch die Zukunft. Dennoch ist das, was sie in dem Moment gefordert haben, eine tragfähige Beziehung zu helfenden Personen gewesen, die Wege aufzeigen. Das ist eine prozessorientierte und beziehungs-theoretische Sichtweise, die da eingebracht wird auf der Basis von Emotionen. Möglicherweise spiegelt sich in diesem starken Wunsch nach haltgebender Beziehung tatsächlich eine spürbare Individualisierung von Risiken und Ängsten wider, wie Bude sie beschreibt.³⁵¹ Explizit bestätigen kann diese Studie

351 Siehe Unterkapitel 2.2., S. 21ff.

4. Betrachtung der Ergebnisse auf Grundlage des theoretischen Fundaments

dies zwar nicht. Aber sie zeigt doch, dass die Skepsis der Eltern gegenüber Hilfen sehr groß ist und sie zwar auf Hilfen hoffen, aber kaum damit rechnen. Nur zeigt sich anhand der hier vorliegenden Ergebnisse, dass die Antwort auf diese Bedürfnisse nicht rational gegeben werden kann. Keine Interviewte hat eingebracht, über Wahrscheinlichkeiten zum Gelingen der Hilfen aufgeklärt werden zu wollen, um Sicherheit zu erfahren. Auch tauchten keine Fragen dazu auf, in wie vielen Fällen, sozialpädagogische Familienhilfe den Schutz und den Verbleib eines Kindes im elterlichen Haushalt sicherstellen konnte oder Fragen nach ähnlichen statistische Annäherungswerten. Rationalität erscheint aus Elternperspektive nicht hilfreich, um Ängste abzubauen und macht es nahezu unmöglich, in den Kontakt zu kommen. Sie bleibt als Lösungsansatz ausschließlich den Fachkräften vorbehalten.³⁵² Nur über den Kontakt kann den Eltern Sicherheit gegeben werden, zeigt diese Studie in allen vier Fällen uneingeschränkt. Aus der Perspektive der interviewten Mütter sollten sich derart über rationale Risikologiken distanzierte Fachkräfte jedoch hüten, eigene Ängste in die Kommunikation einzubringen, um den fragilen Kontakt und damit den Schutz des Kindes nicht zu gefährden. Damit bleibt es für sie schwierig, eigene Ängste so zu nutzen, dass sie den Hilfeprozess positiv beeinflussen könnten. Fachkräfte, die ihrerseits distanziert und möglicherweise oberflächlich bleiben wollen, sollten sich dieser Studie zufolge mit ihren Ängsten ausschließlich im Kontakt mit Kolleg:innen oder für sich bewegen. Diese Tendenz ist in der Studie „Angst im Kinderschutz“ ebenfalls von den Teilnehmenden erarbeitet worden.³⁵³ Der eigenen Angst in einem ungewissen Feld und in unübersichtlichen Situationen mit Ratio und Distanz zu begegnen, scheint eine naheliegende Reaktion auf Seiten der Fachkräfte zu sein. Allerdings werden so große Chancen vertan, in beängstigenden Kinderschutzsituationen, gemeinsam mit den familialen Akteur:innen aus der Krise herauszugehen. Konzepte des Kinderschutzes, die die Beziehung zwischen Fachkraft und Eltern nicht organisieren oder sogar verhindern, verpassen die Gelegenheit

352 Siehe Unterkapitel 2.2., S. 32f., Unterkapitel 2.3., S. 44–47

353 Siehe Unterkapitel 2.3., S. 44–47

zur solidarischen Gegenerfahrung des Bündnisses und verbleiben bei der spaltenden Wirkung der Angst.³⁵⁴ Im ungünstigsten Fall schüren sie, selbst auf der Flucht und hinter Schreibtischen verschanzt, weitere Ängste auf Seiten der Eltern, die wiederum ihrerseits mit Rückzug reagieren, was wiederum die Ängste der Fachkräfte schüren könnte. Dieser Teufelskreislauf einer sich gegenseitig ängstigenden Beziehungsdynamik ist bereits in der Studie „Angst im Kinderschutz“ erkannt worden.³⁵⁵ Sie wird durch die hier vorliegenden Befunde eindeutig bestätigt. Der Wunsch nach Sicherheit auf Fachkräfteseite ist vollkommen nachvollziehbar. Wie im Kapitel 2 gezeigt, haben Fachkräfte vielfache Gründe, sich in Kinderschutzkontexten zu ängstigen und zu fürchten. Die Zukunft der Familien, mit denen sie es zu tun haben, ist absolut ungewiss. Die Entwicklung Einzelner und erst recht die Entwicklung des Familiensystems ist nicht berechenbar. Gigerenzer unterscheidet, wie oben gezeigt, zwischen Risiko und Ungewissheit und schlägt vor, in ungewissen Situation lieber auf der Grundlage guter Faustregeln und der eigenen Intuition zu handeln.³⁵⁶ Sich im Kinderschutz an der eigenen Intuition zu orientieren und Risikoeinschätzungsskalen fallenzulassen und etwas mehr Vertrauen in die Kompetenz und Motivation der Eltern zu geben, käme einer Kehrtwende gleich. Beseht man den aktuellen Diskurs zum Kinderschutz findet man Strömungen, die sich dieser Kehrtwende sicherlich anschließen würden.³⁵⁷ Allerdings müssten die Kinderschutzsysteme sich einer komplett anderen Handlungslogik öffnen, die vielmehr situativ handelt und Entscheidungen verantwortet und weniger prognostisch. Eine Logik, die in westlichen Kulturen nicht sonderlich verbreitet erscheint.

Es sind viele Widersprüche deutlich geworden, was die Handlungslogiken und Bedürfnissen der Akteur:innen im Kinderschutz betrifft. Jedoch erscheint eine gelingende Kooperation im Kinderschutz absolut möglich und sogar beziehungsfestigend, trotz mehrseitiger Ängste im

354 Siehe Unterkapitel 2.2., S. 29, auch S. 45ff.

355 Eggers, 2017, S. 12f.

356 Siehe Unterkapitel 2.2., S. 24f.

357 Siehe Unterkapitel 2.4.

4. Betrachtung der Ergebnisse auf Grundlage des theoretischen Fundaments

Kinderschutz. Das folgende Kapitel versucht, abschließende und ausblickende Schlussfolgerungen aus dieser Diskussion abzuleiten.

5. Schlussfolgerungen

Es erscheint bedeutsam, die Wirkmächte von Ängsten im Kinderschutz ernsthaft anzuerkennen. Überwiegend existenziell bedrohlich wirken sie sich zu Beginn einer Kontaktaufnahme absolut handlungsleitend aus. Dies tun sie vor allem, in dem sie den Kontakt erschweren und die Situation zusätzlich vernebeln. Nur der ebenso starke Wunsch der Eltern nach Hilfe ermöglicht den notwendigen Mut, sich trotzdem auf den Weg zu machen. Derart massive Ängste auf Seiten der Eltern können nur dann überwunden werden, wenn ihnen empathisch und beruhigend begegnet wird. Bereits auf dem Weg zu weiteren Hilfen können vertraute Personen unterstützen, die Brücke zu bauen. Damit der Kontakt glückt, braucht es Fachkräfte, die sensibel einschätzen, wo die Ängste der Eltern liegen und wie sie ihnen entgegenwirken können. Darüber zu kommunizieren, die Ängste anzusprechen und offensiv, aber achtsam darauf einzugehen, kann sehr hilfreich sein. Dies erscheint in jedem Fall zu Beginn der Kooperation von großer Bedeutung zu sein, wenn man davon ausgeht, dass die meisten Eltern mit enormen Ängsten und unter Stress in den Kontakt gehen. Eigene Ängste der Fachkräfte sind hier fehl am Platz, auch wenn sie bestehen sollten. Bevor sie Platz zwischen den Fachkräften und den Eltern finden können, muss das Band erst noch gefestigt werden.

Die Fachkräfte verfügen über jede Menge Werkzeuge, um dies zu erreichen. Das Wichtigste ist ihre Kommunikation. Sie können die Eltern bestärken und ihnen spiegeln, was sie Gutes zustande bringen. Sie können ihnen Mut zusprechen und ihnen mitteilen, dass sie ihnen

5. Schlussfolgerungen

und der ganzen Familie helfen wollen. Vielleicht sollten sie ihnen auch erläutern, wie sie gedenken, von ihrer Macht Gebrauch zu machen und wie stark die Rechte der Eltern und der Kinder sind. Insbesondere jedoch täten sie gut daran, sich selbst, persönlich interessiert der Familie zuzuwenden und ihnen zu helfen, sich und die Situation zu verstehen und weiterzuentwickeln. Denn wenn es gelingt, Vertrauen aufzubauen und eine Beziehung herzustellen, können auch Krisen gemeinsam bewältigt werden. Dann wird es auch möglich, starke Gefühle miteinander zu teilen, wie Sorgen und Ängste. Das Teilen echter und aufrichtiger Gefühle zeigt Anteilnahme und gegenseitiges Vertrauen sowie Zutrauen und kann wiederum weiteres Vertrauen schaffen.

Die zehn Kernkompetenzen des Dialogs, wie sie oben beschrieben sind, erscheinen als probates Mittel, sich entsprechend auf die Begegnung einzulassen. Sie verbinden Beziehung und Kommunikation auf eine Weise, die allen Erwartungen der Eltern gerecht werden und gleichzeitig die Fachkräfte aus ihren Denkschemata befreien kann. Dies würde den Blick aller Beteiligten füreinander, aber auch für Lösungswege öffnen können.

Die Kooperation kann trotz bestehender mächtiger Ängste aus Sicht der Eltern gelingen, wenn die Fachkräfte ihrerseits bereit sind, auf die Eltern zuzugehen und ihnen als Menschen zu begegnen. In der Begegnung lassen sich Ängste mit der Zeit bändigen und sogar fast ganz verlieren.

Nicht weiter geklärt werden konnte die Frage, was Fachkräfte brauchen, um eigene Ängste zu kanalisieren und den Kontakt so zu gestalten, dass er gelingen kann. Hier wurde die Elternperspektive herausgehoben. Die Perspektive der Fachkräfteseite wäre noch genauer in zukünftigen Forschungsvorhaben zu untersuchen. Wie oben gezeigt, sind auch dort teils massive Ängste handlungsleitend, die einen zugewandten und solidarischen Kontakt erschweren. Ein erster wichtiger Schritt wäre sicherlich damit getan, diese und die Ängste der Eltern wahrzunehmen und anzuerkennen. Möglicherweise können Fachkräfte hier vom Elternmut lernen und sich selbst mutig und beherzt in den Kontakt begeben. Sicherlich wäre dazu eine Rückbindung an eine

5. Schlussfolgerungen

Organisation hilfreich, die um die Ungewissheit von Kinderschutzsituationen weiß und eine lernende Haltung befördert, anstelle einer fehlervermeidenden Kultur.

Ahrens meint, der Mensch brauche die Kultur, um Ängste des Menschen vor dem Menschen und vor dem Nicht-Menschlichen zu bändigen. So geht es wohl auch dem Kinderschutz, folgt man den Ergebnissen dieser Studie. Er braucht eine Kultur des Miteinanders. Eine, die Konzepte hervorbringt, die den persönlichen Kontakt, die solidarische professionelle Zuwendung gestalten, die Brücken bauen zu Familien, die sich in Not befinden und große Angst haben. Es gilt, sich als Fachkraft mit den Familien zu verbinden, *weil* beide Seiten Ängste haben können und diese eher spaltend in Beziehungen zwischen Menschen eingreifen. Der Kinderschutz hat in letzter Zeit viele Konzepte hervorgebracht, die eher nicht auf eine gelungene Begegnung setzen, sondern auf Regulative und teilweise auch sehr autoritäre Vorgehensweisen mit Kontrollanteilen und Risikoeinschätzungsskalen. Will man die Ergebnisse dieser Studie ernst nehmen, wäre möglicherweise eine Orientierung an Giegerenzers Vorschlägen zum Umgang mit Ungewissheit für den Kinderschutz fruchtbarer. Die soziale Arbeit hat es stets mit ungewissen Situationen und einer ungewissen Zukunft zu tun. Sich dessen bewusst zu sein und selbstbewusst und beherrscht Perspektiven aus der jeweils aktuellen Situation zu schöpfen, könnte den Blick auf die Beziehung zwischen Fachkraft und Eltern wieder freigeben. Sich an der Illusion der Berechenbarkeit und von Prognosen festzuhalten, macht unfrei in der Auseinandersetzung mit dem Jetzt und dem Anliegen Hilfesuchender.

6. Quellen

Literatur

- Ahrens, Jörn (2013): Soziologie der Angst. In: Koch, Lars: Angst. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart, Weimar: Verlag J.B. Metzler. S. 61–70.
- Argyris, Chris (1997): Wissen in Aktion. Eine Fallstudie zur lernenden Organisation. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Arnold, Susann (2009): Vertrauen als Konstrukt. Sozialarbeiter und Klient in Beziehung. Marburg: Tectum Verlag.
- Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bierhoff, Hans-Werner und Frey, Dieter (2006): Handbuch der Sozialpsychologie und Kommunikationspsychologie. Göttingen und weitere: Hogrefe GmbH & Co. KG.
- Biesel, Kay und Wolff, Reinhart (2014): Aus Kinderschutzfehlern lernen: eine dialogisch-systemische Fallrekonstruktion des Falles Lea-Sophie. Bielefeld: transcript Verlag.
- Biesel, Kay (2011): Wenn Jugendämter scheitern. Zum Umgang mit Fehlern im Kinderschutz. Bielefeld: transcript.
- Bode, Ingo und Turba, Hannu (2014): Organisierter Kinderschutz in Deutschland. Strukturdynamiken und Modernisierungsparadoxien. Wiesbaden: Springer VS.
- Bogner, Alexander; Littig, Beate und Menz, Wolfgang (2005): Das Experteninterview. Theorie, Methode, Anwendung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Borchert, Andreas (2011): Angst im Sozialstaat. Herausforderungen für die Jugendhilfe. In: Gintzel, Ullrich; Hirschfeld, Uwe und Lindenberg, Michael: Sozialpolitik und Jugendhilfe. Frankfurt am Main: IGFH-Eigenverlag, S. 175–185.
- Brandhorst, Felix (2015): Kinderschutz und Öffentlichkeit. Der „Fall Kevin“ als Sensation und Politikum. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Bude, Heinz (2014): Gesellschaft der Angst. Hamburg: Hamburger Edition HIS Verlagsgesellschaft mbH.

6. Quellen

- Dorn, Anton Magnus (1976): Schuld – was ist das? Perspektiven aus den Bereichen Literatur, Psychologie, Verhaltensforschung, Jurisprudenz, Philosophie und Theologie. Donauwörth: Verlag Ludwig Auer.
- Ebrecht-Laermann, Angelika (2014): Angst. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Eggers, Katharina (2017): Bericht zum Praxisforschungsprojekt „Angst im Kinderschutz“. Berlin: nicht veröffentlicht.
- Ekman, Paul (2010): Gefühle lesen. Wie Sie Emotionen erkennen und richtig interpretieren. Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag.
- Flick, Uwe (2017): Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH.
- Flick, Uwe; Kardorff, Ernst von und Steinke, Ines (2017): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH.
- Gahleitner, Silke Birgitta (2017): Soziale Arbeit als Beziehungsprofession. Bindung, Beziehung und Einbettung professionell ermöglichen. Weinheim Basel: Beltz Juventa.
- Gedik, Kira (2015): Widerspruch und Widerstand im Kinderschutz – Dialog im Konfliktgeschehen. In: Krause, Hans-Ullrich und Rätz, Regina. Soziale Arbeit im Dialog gestalten. Theoretische Grundlagen und methodische Zugänge einer dialogischen Sozialen Arbeit. Opladen, Berlin & Toronto: barbara Budrich, S. 253–266.
- Gigerenzer, Gerd (2013): Riskio. Wie man die richtigen Entscheidungen trifft. München: C. Bertelsmann Verlag.
- Glaser, Barney G. und Strauss, Anselm L. (2010): Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung. Bern: Verlag Hans Huber, Hogrefe AG.
- Hartkemeyer, Martina F; Hartkemeyer, Johannes und Hartkemeyer, Tobias (2016): Dialogische Intelligenz. Aus dem Käfig des Gedachten in den Kosmos gemeinsamen Denkens. Frankfurt am Main: Info3-Verlagsgesellschaft Brüll & Heisterkamp KG.
- Hermanns, Harry (2017): Interviewen als Tätigkeit. In: Flick, Uwe; von Kardorff, Ernst und Steinke, Ines: Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag, S. 360–368.
- Nationales Zentrum Frühe Hilfen et al. (2013): Aus Fehlern lernen. Qualitätsmanagement im Kinderschutz. Konzepte, Bedingungen, Ergebnisse. Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich.
- Hubbertz, Karl-Peter (1992): Schuld und Verantwortung. Eine Grenzbeschreibung zwischen Tiefenpsychologie, Ethik und Existenzphilosophie. Münster, hamburg: Lit Verlag.
- Hüther, Gerald (2007): Biologie der Angst. Wie aus Stress Gefühle werden. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG.
- Klatetzki, Thomas (2013): Die Fallgeschichte als Grenzobjekt. In: Hörster, Reinhart; Köngeter, Stefan und Müller, Burkhard: Grenzobjekte. Soziale Welten und ihre Übergänge. Wiesbaden: Springer VS, S. 117–136.

6. Quellen

- Knoller, Elisabeth-Charlotte (2009): Wie kann das Risiko einer Kindeswohlgefährdung fachlich fundiert eingeschätzt werden? In: Kinderschutz-Zentrum Berlin e.V.: Kindeswohlgefährdung. Erkennen und Helfen. Fulda: Fuldaer Verlags-gestalt GmbH & Co. KG, S. 88–98.
- Koch, Lars (2013): Einleitung. Angst und Moderne. In: Koch, Lars: Angst. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart, Weimar: Verlag J.B. Metzler, S. 5–20.
- Krohne, Heinz Walter (2010): Psychologie der Angst. Ein Lehrbuch. Stuttgart: Kohlhammer GmbH.
- Kuckartz, Udo (2016): Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Computerun-terstützung. Weinheim & Basel: Beltz Juventa.
- Maihorn, Christine und Nowotny, Elke (2015): Kinderschutz als Dialog – dem Aufgeben widerstehen. In: Kraus, Hans-Ullrich und Rätz, Regina: Soziale Arbeit im Dialog gestalten. Theoretische Grundlagen und methodische Zugänge einer dialogischen Sozialen Arbeit. Oplade, Berlin & Toronto: Barbara Budrich, S. 129–145.
- Marek, Jana und Schopp, Johannes (2015): Der Dialogprozess als schöpferischer Weg der Kommunikation. In: Krause, Hans-Ullrich und Rätz, Regina: Soziale Arbeit im Dialog gestalten. Theoretische Grundlagen und methodische Zugänge einer dialogischen Sozialen Arbeit. Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich, S. 93–104.
- Margraf, Jürgen und Schneider, Silvia (2009): Lehrbuch der Verhaltenstherapie. Heidelber : Springer Medizin Verlag, Bd. 1. Grndlagen, Diagnostik, Verfahren, Rahmenbedingungen.
- Merkes, Hans (2017): Auswahlverfahren, Sampling, Fallkonstruktion. In: Flick, Uwe und Steinke, Ines und von Kardoff, Ernst: Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH.
- Müller, Burkhard (2012): Professionell helfen: Was das ist und wie man das lernt. Die Aktualität einer vergessenen Tradition Sozialer Arbeit. Ibbenbüren: Klaus Münstermann Verlag.
- Petri, Horst (1991): Verlassen und verlassen werden. Angst, Wut, Trauer und Neu-beginn bei gescheiterten Beziehungen. Zürich: Kreuz-Verlag.
- Rätz, Regina (2011): Destabilisierung und progressive Entwicklung in der Kinder- und Jugendhilfe. Soziale Rechtsansprüche unter neuen Macht- und Herrschafts-verhältnissen. In: Gintzel, Ullrich; Hirschfeld, Uwe und Lindenberg, Michael: Sozialpolitik und Jugendhilfe. Frankfurt am Main: IGFH-Eigenverlag, S. 91–100.
- Rinck, Mike und Becker, Eni (2009): Emotions- und kognitionspsychologische Grundlagen der Verhaltenstherapie. In: Margraf, Jürgen und Schneider, Silvia: Lehrbuch der Verhaltenstherapie. Heidelberg: Springer Medizin Verlag, S. 115–133.
- Schmidbauer, Wolfgang (2015): Hilflöse Helfer. Über die seelische Problematik der helfenden Berufe. Hamburg: Rowohlt Verlag GmbH.

6. Quellen

- Schwarzer, Ralf (1993): *Streß, Angst und Handlungsregulation*. Stuttgart, Berlin, Köln: W. Kohlhammer GmbH.
- Sörensen, Maren (1996): *Einführung in die Angspsychologie. Ein Überblick für Psychologen, Pädagogen, Soziologen und Mediziner*. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Stäheli, Urs (2013): *Ökonomie der Angst*. In: Koch, Lars: *Angst. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart, Weimar: Verla J.B. Metzler, S. 93–103.
- Stork, Remi (2015): *Mut zur Demokratie – Wie Partizipation in der Jugendhilfe gelingen kann!* In: Krause, Hans-Ullrich und Rätz, Regina: *Soziale Arbeit im Dialog gestalten. Theoretische Grundlagen und methodische Zugänge einer dialogischen Sozialen Arbeit*. Opladen, Berlin & Toronto: Barbara Budrich, S. 105–116.
- Thyen, Prof. Dr. med. Ute (2009): *Wie lässt sich Kindeswohlgefährdung erkennen? Kindeswohlgefährdung aus kinderärztlicher Sicht*. In: Kinderschutz-Zentrum Berlin e.V.: *Kindeswohlgefährdung. Erkennen und Helfen*. Fulda: Fuldaer Verlagsanstalt GmbH && Co. KG.
- Wagenblass, Sabine (2004): *Vertrauen in der Sozialen Arbeit. Theoretische und empirische Ergebnisse zur Relevanz von Vertrauen als eigenständiger Dimension*. In: Institut für Soziale Arbeit e.V. Münster: Soziale Praxis. Weinheim und München: Juventa Verlag.
- Wanik, Robert (2011): *Soziale Gerechtigkeit unter der Perspektive der Unterdrückung als Herausforderung der Jugendhilfe*. In: Gintzel, Ullrich, Hirschfeld, Uwe und Lindenberg, Michael: *Sozialpolitik und Jugendhilfe*. Frankfurt am Main: IGFH-Eigenverlag, S. 79–89.
- Weick, Karl E. und Sutcliffe, Kathleen (2010): *Das Unerwartete managen. Wie Unternehmen aus Extremsituationen lernen*. Stuttgart: Schäffer-Poeschel Verlag.
- Wolf, Doris (2001): *Ängste verstehen und überwinden. Gezielte Strategien für ein Leben ohne Angst*. Mannheim: PAL Verlagsgesellschaft mbH.

Zeitschriften

- Wolff, Reinhart (2016): *Moderner Kinderschutz in der Unsicherheitsgesellschaft – ganzheitliche Hilfe oder autoritäres Risikomanagement – Entwicklungstrends und aktuelle Herausforderungen*. In: *Sozialwissenschaftliche Literatur Rundschau: Jg. 39, Heft 73*, S. 150–160.

Internetquellen

- Albus, Stefanie et al. (2010): *Wirkungsorientierte Jugendhilfe*. Abgerufen am: 2. Juli 2017: http://www.wirkungsorientierte-jugendhilfe.de/seiten/material/wojh_schriften_heft_10.pdf.
- Deutsches Jugendinstitut (2017): *DIJUF interaktiv. Information und Austausch zur SGB VIII Reform*. Abgerufen am: 21. Januar 2018. <http://kijup-sgbviii-reform.de/wp-content/uploads/2016/07/DJI-RegE-KJSG-12.6.2017.pdf>.

6. Quellen

Lüttringhaus, Maria und Streich, Angelika (2010): Lüttringhaus. Info. Abgerufen am: 23. Oktober 2016. http://www.luettringhaus.info/fileadmin/PDFs/reinhardt_iss_sl23-138.pdf.

Nationales Zentrum Frühe Hilfen in der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, 2017. Frühe Hilfen. Abgerufen am: 28. Januar 2017. <http://www.fruehehilfen.de/qualitaetsentwicklung-im-kinderschutz/publikationen-des-projektbereichs/>.

